LF 365

LF365

3034

Jantzen

Festgabe

für die

dreizehnte Hauptversammlung

des

Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

zu

Breslau.

3034

Den Vereinsmitgliedern und Gästen

gewidmet

von dem

Zweigverein Breslau.

Breslau.
Druck von Wilh. Gottl. Korn.
1903.

1037508

Festgabe

für die

dreizehnte Hauptversammlung

des

Allgemeinen Deutschen Sprachvereins

zu

Breslau.

Den Vereinsmitgliedern und Gästen

gewidmet

von dem

Zweigverein Breslau.

Breslau.
Druck von Wilh. Gottl. Korn.
1903.

3034

L/3044

Inhalt.

Seite

1. Schlesische Dichter. Von Hermann Jantzen 5
2. Das Ziel der Handlung in Goethes Tasso. Von W. Fielitz 27
3. Über das Alter einiger Schlagworte. Von Albert Gombert 47

Schlesische Dichter.

Von

Hermann Jantzen.

Wenn in den sonnigen Pfingsttagen dieses Jahres Abgeordnete und Vertreter unseres großen Vereins aus allen Gauen und Stämmen deutschen Sprachgebietes in den Mauern unserer altehrwürdigen Oderhauptstadt zusammenströmen, um hier im Mittelpunkte unserer schönen Provinz, die jetzt in so harten Kampf mit dem rücksichtslos vorwärts strebenden Polentum hineingezwungen wird, ein machtvolles Zeugnis abzulegen von dem Werte des Deutschtums und aus innerster Überzeugung und in echt deutscher Gesinnung einzutreten für die Reinheit und Schönheit unserer herrlichen Sprache, eines unserer kostbarsten Güter, so fällt es wohl nicht aus dem Rahmen dieser kleinen literarischen Festgabe heraus, wenn wir versuchen, eine knappe Übersicht über die geistigen Leistungen Schlesiens auf dem Gebiete der schönen Literatur, und im Zusammenhang damit über seinen Anteil an der Entwicklung unserer Sprache zu geben. Freilich kann bei solcher Gelegenheit nur ein Bild in ziemlich allgemeinen Umrissen gezeichnet werden, denn eine ausführliche Literatur- und Sprachgeschichte Schlesiens wäre eine Aufgabe, die sich nur in Form eines umfangreichen, gelehrten Werkes erledigen ließe[1]). Aber für unsern Zweck tut das nichts zur Sache, denn dafür ist nicht eine Fülle von Einzelheiten das Wesentliche, sondern es sind die großen, bedeutsamen Entwicklungsstufen, die hervorragenden Erscheinungen, das Bezeichnende, das fortwirkt und imstande ist, Eigenart zu verleihen. Wenn es uns gelingt, diese springenden Punkte in geschichtlichem und sachlichem Zusammenhange einigermaßen deutlich vorzu-

[1]) Eine eingehende, zusammenhängende Darstellung enthält A. Kahlerts für seine Zeit ausgezeichnetes, jetzt freilich veraltetes Büchlein „Schlesiens Anteil an deutscher Poesie", Breslau 1834.

führen, so glauben wir eine weder undankbare noch ganz unwillkommene Aufgabe gelöst zu haben[1]).

Schlesien tritt zum ersten Male am Ende des 13. Jahrhunderts literarisch hervor, in nichts unterschieden von andern deutschen Landesteilen. Das Rittertum herrscht mit seinem festgefügten Bau von Förmlichkeiten und Bräuchen auch hier, nachdem es mit der deutschen Besiedlung heimisch geworden; für nationale, persönliche oder Stammeseigenheiten ist kein Raum, selbst nicht in der Sprache. Kein geringerer als der mächtige Herzog Heinrich IV. von Breslau (1270—90), dessen prächtiges Grabmal noch heute als der wertvollste Kunstschatz unsere Kreuzkirche ziert, der Enkel des gewaltigen Tatarenbesiegers, eröffnet die Literatur unseres Heimatlandes. Zwei wohlgelungene, formenschöne, aber durchaus im Tone der herkömmlichen höfischen Minnelyrik erklingende Liebesgedichte sind uns von ihm erhalten, deren eines als ältestes Breslauer Literaturdenkmal hier Platz finden möge.

Mir ist daz Herze worden vrô
ümbe ein vil reine saelik wîp,
des gât ûf mîn gemüete hô,
si ist mir liep alsô der lîp;
Ich wil michs vröuwen offenbâr,
an ir ist alles wandels niht,
daz nim ich vür ein krispez hâr.

Die reinen wîp mit guotem site
die sint wol aller êren wert;
die werden man lobe ich hie mite,
Got gebe in, swes ir herze gert.
Waere al diu welt gemein alsô,
dar ümbe wolt ich lîden nôt,
unt wolt ouch mit in wesen vrô.

Diu mir wol vröude mak gegeben
der lîb ist aller saelden schrîn;
ach got, wan solt ich iemer leben
unt müeste ich danne bî ir sîn,
sô vröut ich mich der lieben tage;
swenne ich mîn vrouwen ane sihe,
mir ist, wiez allez rôsen trage.

[1]) Für das folgende vergl. meinen Aufsatz „Schlesische Literatur" in der „Deutschen Zeitschrift" 1901 S. 719 ff. u. Clemenz, „Schlesische Dichter der Vergangenheit und Gegenwart" ebenda 1903 S. 87 ff. u. 162 ff.

Auch ein Beispiel schlesischer Epik des Mittelalters kennen wir. Im ersten Jahrzehnt des 14. Jahrhunderts schrieb ein unbekannter Dichter auf Wunsch Herzog Bolkos II. von Münsterberg ein langes Gedicht über die „Kreuzfahrt Ludwigs des Frommen von Thüringen". Das Denkmal trägt bereits deutlich die Spuren des Verfalls; Sprache und Versbau, gemein mittelhochdeutschen Charakters, sind häufig ungeschickt, die Darstellung erhebt sich nur selten einmal zu höherem Schwunge, der Inhalt ist ein verworrenes Gemisch von geschichtlichen Wahrheiten und Mißverständnissen und von sagenhaften Zügen, das ganze steht völlig unter dem Einflusse Wolframs von Eschenbach oder vielmehr seiner unbefähigten Nachahmer. — Ästhetisch nicht minder dürftig, aber immerhin wertvoll und anziehend wegen seines urwüchsigen Humors und einiger ausgesprochen örtlicher Merkmale ist auch das einzige dramatische Werk aus alter Zeit, ein Osterspiel des 15. Jahrhunderts.

Die Folgezeit bis zum Ausgange des 16. Jahrhunderts läßt sich mit wenigen Worten kennzeichnen. Schlesien folgt durchaus dem allgemeinen Zuge der Zeit, zudem in ziemlich untergeordneter Stellung, ohne je selbständig irgendwie hervorzutreten. An eigentlich poetischen Erzeugnissen ist so gut wie nichts, im übrigen Deutschland herzlich wenig vorhanden, nur der Meistergesang, jene selbst zum bloßen Handwerk gewordene, in ödem, verkünsteltem Formenkram erstarrende Versemacherei der bürgerlichen Stände, erfreut sich hoher Blüte. Adam Puschmann aus Görlitz (1532—1600), ein Schüler Hans Sachsens, ist der bedeutendste Vertreter dieser Richtung, und auch zu Breslau gab es eine angesehene Meistersingerschule. Dagegen erwirbt sich Schlesien im Laufe des 16. Jahrhunderts eine hervorragende und ausgezeichnete Stellung in der humanistischen Gelehrsamkeit, die noch über hundert Jahre später das Geistesleben beherrscht und seinen Ruhm weit über seine Grenzen hinaus verbreitete. Wie überall, tauchte auch hier eine Menge lateinisch schreibender Versefchmiede empor, deren Werke aber kaum in den Bereich der Literatur fallen. Die beiden berühmtesten schlesischen Humanisten sind der Breslauer Stadtschreiber Lorenz Rabe (Corvinus), der gern seine lateinischen Oden und Sinngedichte in gelehrte Werke einschiebt, und der meist in Wien lebende Professor und Hofhistoriograph Kaspar Ursinus Velius.

Das einzige Gebiet, auf dem unsere Provinz in jener Zeit wirklich erfreuliches leistet, ist das evangelische Kirchenlied. Der Gelehrte Moibanus, Michael Weiß und allen voran der hochbegabte Theologe Johann Heermann (1585—1647) sind die besten dieser Dichter, deren Lieder zum Teil noch heute in unseren Gesangbüchern leben. — Die dramatische Dichtung ist fast ausschließlich auf Gelegenheits- und Festspiele bei Schulfeiern beschränkt, zudem sind die Stücke mit verschwindenden Ausnahmen lateinisch geschrieben, und keines zeichnet sich durch irgend eine gute Eigenschaft vor der großen Masse der anderwärts nach gleicher Schablone angefertigten aus. In den Schluß dieses Zeitraumes fällt endlich noch ein Werk, das zwar eigentlich nicht zur Literatur im engeren Sinne gehört, da es nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, sondern als Familienchronik gedacht war, das aber wegen seines unschätzbaren kulturgeschichtlichen Wertes und wegen der urwüchsigen, naiv-kräftigen Art seiner Darstellung besondere Hervorhebung verdient, die Lebenserinnerungen des ob seiner unverwüstlichen Trinklust und -kunst unsterblich gewordenen Ritters Hans von Schweinichen, ein Buch, das zweifellos unter die besten Memoirenwerke Deutschlands zu zählen ist.

Während des 17. Jahrhunderts ändert sich Schlesiens Stellung in der Literatur. Hatte es bisher nie anregend gewirkt und stets die Rolle des Empfangenden gespielt, so wird jetzt mit einem Schlage, aber nicht etwa in unnatürlicher, sondern in wohl durchsichtiger Entwicklung die Sachlage ganz anders. Für ein Jahrhundert und länger übernimmt es auf literarischem Gebiete die Führung ganz Deutschlands. Martin Opitz von Boberfeld aus Bunzlau (1597—1639) hat ihm zu diesem Ruhme verholfen. Die Zeitgenossen und unmittelbaren Nachkommen verehrten in ihm schlechthin den ersten und größten deutschen Dichter. Die Muse der Dichtkunst heißt Opitzinne, Opitzieren ist Dichten, ihn selbst nennt man den Fürsten und Adler oder den Phönix teutscher Poeten. Seine Regeln, seine eigenen Werke, selbst seine Übersetzungen gelten ohne weiteres als tadellose, höchste Muster und Vorbilder. Die Nachwelt urteilt, und gewiß mit Recht, weniger günstig über ihn. Sie betont vor allem, daß Opitz in erster Linie Gelehrter und Nachahmer, und nur in sehr bescheidenem Maße

wirklicher Dichter war. Aber großes Verdienst bleibt ihm trotz alledem. Er hat die deutsche Verskunst, die gänzlich in die Brüche gegangen und aufs äußerste verwildert war, wieder in geordnete Bahnen gelenkt, und zwar mit größerem Verständnis für die Eigenart der deutschen Sprache, als jetzt gemeinhin anerkannt wird; denn wenngleich er die antiken Namen der Versfüße beibehielt, so hat er doch in seinem prächtigen „Büchlein von der deutschen Poeterei" (1624) ausdrücklich auf den grundlegenden Unterschied zwischen den klassischen Sprachen und der deutschen, der in dem silbenmessenden (quantitierenden) Charakter jener und dem tonmessenden (akzentuierenden) dieser begründet ist, mit klaren Worten hingewiesen, und wenn dieser Unterschied von andern verwischt worden ist, so darf man ihm die Schuld daran nicht beimessen. Ferner ist es keine geringe Tat, daß er in jener Zeit schlimmster Ausländerei aufs ernsteste bestrebt war, die Reinheit der deutschen Sprache nach Kräften zu fördern und zu wahren und sie von dem unheimlichen Wuste fremder Brocken, mit denen sie verseucht war, wenigstens einigermaßen zu säubern. Im übrigen läßt sich auch ruhig behaupten, daß so manches von Opitzens eigenen lyrischen Gedichten gar nicht so übel ist und auch heute noch mit Wohlgefallen gelesen werden kann.

Opitz ist das Haupt einer ganzen Schule. Viele schlesische Dichter treten, in seinen Bahnen wandelnd, neben ihm auf, aber ohne ihn zu erreichen, wie etwa sein Landsmann Christoph Köler (lateinisch Colerus), Professor am Breslauer Elisabethgymnasium und Verwalter der Bibliothek des Magdalenäums (1602—1658), dem ein paar ganz hübsche, frische Liebes- und Trinklieder in der Studentenzeit gelungen sind. Von größerer Bedeutung sind nur zwei: der witzige Spötter Friedrich von Logau aus Nimptsch (1604—55), unter dessen Tausenden „deutscher Sinngedichte" sich neben manchem flachen und verfehlten Ausspruch auch viele herrliche Perlen, echte deutsche Kernworte und bittere Angriffe auf die verderbliche Auslandssucht finden, und der Dramatiker Andreas Gryphius aus Glogau (1616—1664). Er ergänzt in glücklicher Weise Opitz auf einem Gebiete, wo dieser kaum etwas Hervorragendes geleistet. Ihm ist wenigstens ein Funke wirklicher Dichtergabe verliehen; zwar versinkt auch er noch

oft genug im Wuste überladener Gelehrsamkeit, aber im ganzen Aufbau seiner Dramen, die uns heute freilich noch unerträglich schwülstig und verfehlt erscheinen, und namentlich an lyrisch gearteten Stellen zeigt sich, daß er doch Phantasie und Gefühl hat und nicht bloß kalte, empfindungslose Verse schmiedet. Erfreulich berührt es uns auch, daß er einmal aus seiner eigenen Zeitgeschichte einen Stoff zu holen wagt (Carolus Stuardus 1657) und daß er zum ersten Male mit voller Absicht seine heimische Mundart in dem Scherzspiel „Die geliebte Dornrose" (aufgeführt 1660) auf die Bühne bringt. Satirisches Talent und zugleich ernstes Nationalbewußtsein zeigt er in dem Lustspiel „Horribilicribrifax", einem wohl gelungenen Nachkömmling des Plautinischen Miles gloriosus, des feigen, prahlerischen Eisenfressers. — Gelegentlich hatte übrigens ein anderer, ein Löwenberger Arzt Namens Tobias Kober, die schlesische Mundart schon früher angewandt, indem er in seiner Tragödie von dem „rittermäßigen Helden Christoph von Zedlitz" (1607) einen Fuhrmann in seiner heimatlichen Zunge komische Reden führen läßt.

Man spricht gewöhnlich von zwei schlesischen Dichterschulen des 17. Jahrhunderts, wobei man unter der ersten Opitz und die Seinigen versteht, bei den Häuptern der zweiten an Lohenstein und Hofmannswaldau denkt. Diese Scheidung ist innerlich nicht ganz berechtigt; denn die zweite schlesische Schule ist nichts anderes, als die natur- und sachgemäße Nachfolgerin der ersten. Die bezeichnendsten Eigentümlichkeiten, der gelehrte und der formale Zug, sind beiden gemeinsam, nur treten sie bei der älteren noch nicht so ausschließlich und übermäßig herrschend hervor wie bei der jüngeren. Daniel Caspar von Lohenstein (1635—83) vertritt hauptsächlich den Roman („Arminius") und das Drama, Hofmann von Hofmannswaldau (1617—79) die Lyrik und die berüchtigte Form des Liebesbriefes (Heroide). Beiden ist Geziertheit, Schwulst und Unnatur, Mangel an wahrer Dichtergabe, das Rechnen auf den Sinnenreiz der Leser in gleichem Maße eigen, nur daß Hofmann seinen Genossen noch in der Schilderung schlüpfriger, anstößiger, ja gemeiner Verhältnisse übertrifft. Beide sind in hohem Grade durch italienische Vorbilder beeinflußt; beide erfreuten sich großen Ruhmes und lebhaften Beifalls bei ihren

Zeitgenossen, das beste Zeichen dafür, daß sie Vertreter einer damals allgemein herrschenden Geschmacksrichtung sind, von deren Art eine kleine Probe aus Hofmann von Hofmannswaldau hier Zeugnis ablegen möge:

Amanda, liebstes Kind, du Brustlatz kalter Herzen,
Der Liebe Feuerzeug, Goldschachtel edler Zier,
Der Seufzer Blasebalg, des Traurens Löschpapier,
Sandbüchse meiner Pein und Baumöl meiner Schmerzen,
Du Speise meiner Lust, Du Flamme meiner Kerzen,
Des Mundes Alicant, der Augen Lustrevier,
Der Complimenten Sitz, Du Meisterin zu scherzen,
Der Tugend Quodlibet, Calender meiner Zeit,
Du Andachtsfackelgen, Du Quell der Fröhlichkeit,
Der Zungen Honigseim, des Herzens Marcipan,
Und wie man sonsten Dich, mein Kind, beschreiben kann.

Von den sonstigen zahlreichen Mitgliedern dieser Schule braucht höchstens nur noch der als Herausgeber eigener und fremder, künstlerisch wie inhaltlich gleich wertloser Gedichte bekannte Benjamin Neukirch genannt zu werden.

Im Gegensatz zu dieser weltlichen, formalen, gelehrten Dichtung steht die kirchliche, die sich noch durchaus in den Bahnen der Vergangenheit bewegt. Die schlesischen Gesangbücher weisen auch in diesem Zeitraum nicht wenige gediegene, ernst zu nehmende, von wahrem religiösen Gefühl und innigem Empfinden getragene Lieder auf. Unter diesen Dichtern ist der größte der Verfasser des Liedes „Mir nach, spricht Christus, unser Held“ und des „Cherubinischen Wandersmannes“, Johann Scheffler, bekannter unter dem Namen Angelus Silesius (1624—77). Sein phantasiereiches Gemüt geht ganz auf in einer geheimnisvollen, tiefsinnigen Mystik, die sich bald der katholischen Lehre mit ihrem symbolischen, sinnefesselnden Zauber nähert, bald wieder einem nicht selten an Goethes Weltanschauung gemahnenden Pantheismus huldigt. Scheffler wagt Sätze wie die folgenden:

Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben:
Werd ich zunicht, er muß von Not den Geist aufgeben.

Ich bin Gotts ander Er: in mir find't er allein,
Was ihm in Ewigkeit wird gleich und ähnlich sein.

Aber er meint auch wieder:

Die Sünd ist anders nicht, als daß ein Mensch von Gott
Sein Angesicht abwendt und kehret sich zum Tod.
Der nächste Weg zu Gott ist durch der Liebe Tür;
Der Weg der Wissenschaft bringt Dich gar langsam für.

Auch an einen älteren Landsmann erinnern zuweilen Scheffelers Grübeleien, an Jakob Böhme, den philosophischen Schuster zu Görlitz (1575—1624), den man zeitweilig den Philosophus Teutonicus genannt hat; er war ein Mann, in dessen Werken wunderbare Gemütstiefe, fromme Schwärmerei, seltene Geistesschärfe und alchymistischer Unsinn aufs sonderbarste vereint sind, ein Mann, dessen Werke noch nach fast 200 Jahren der deutschen Romantik so manche Anregung geben sollten, wie besonders seine „Aurora oder die Morgenröte im Aufgang" (1612).

Am Ende der Zeit, da Schlesien für ganz Deutschland den Ton angab, allerdings in einem Sinne, daß dem spätern, vorurteilsfreien Beobachter nur ein ungünstiger Eindruck davon erwächst, ward zu Striegau ein Mann geboren, den man mit mehr Recht als den vielgefeierten Opitz den ersten wirklichen Dichter Schlesiens nennen kann, Christian Günther (1695—1723). Kurz nur und tragisch ist sein Lebensgang, den er zu Jena als Student der Medizin beschloß. Er starb als ein bedauernswertes Opfer widriger äußerer Verhältnisse, mag auch eigenes Verschulden nicht ganz ausgeschlossen sein. Aber herrlich und groß ist sein Talent, er ist ein echter Lyriker. Wahr und tief ist seine Empfindung, ob er nun jubelt in leidenschaftlichem Liebesglück, oder über sein unseliges Geschick und seine bitteren Erfahrungen verzweifelnd trauert. Dazu ist er ein Meister in der Beherrschung der Sprache und Form, was sich gerade in der ergreifenden Einfachheit, Schlichtheit und Natürlichkeit seiner Verse zeigt.

Während des 18. Jahrhunderts tritt Schlesien in der deutschen Literaturgeschichte fast ganz in den Hintergrund. Andere Gaue haben da die Führung übernommen und die Geister geboren, die einen mächtigen Umschwung und eine glanzvolle Blütezeit hervorbrachten. In der zweiten Hälfte kommen noch die schweren Kriegswirren hinzu, die der Dichtkunst ungünstig sind. Zwar schläft sie nicht ganz ein. Namentlich die für Schlesien charakteristische Ge-

legenheitspoesie gedeiht fröhlich weiter, aber ohne jede Bedeutung. Gelehrte treten hervor, so der verdienstreiche Popularphilosoph Garve; den Roman vertritt der jetzt längst vergessene, höchstens aus dem Xenienkampfe noch bekannte Hermes; die Schauspielkunst wird, besonders in Breslau, wohl gepflegt, aber die Stücke haben keinen Anspruch, in diesem großen Zusammenhange erwähnt zu werden. Ein hochbegabter Schauspieler, Joseph Stranitzki, der Schöpfer der deutschen Harlekinrolle, war (vielleicht) Schlesiens Sohn, aber die Stätte seiner Wirksamkeit fand er in Wien. Doch durfte Breslau wenigstens für ein paar Jahre einem unserer größten Geisteshelden als Heimat dienen, Lessing, der von 1760 bis 1765 hier weilte, hier die „Minna von Barnhelm" dichtete, hier den „Laokoon" entwarf.

Das 19. Jahrhundert führt Schlesien auf den Gipfel seiner poetischen Leistungsfähigkeit. Die Wirkungen der klassischen Zeit, der romantischen Richtung, der gewaltigen politischen Ereignisse, an denen es so hervorragenden Anteil nahm, all dies verrät seinen Einfluß. Der größte und beste poetische Künstler Schlesiens, zugleich der trefflichsten einer in der gesamten deutschen Literatur ist Joseph von Eichendorff aus Lubowitz bei Ratibor (1788—1857). Seine Stärke ist die Lyrik und die künstlerische Prosa. Inniges, echtes Empfinden, zarteste Empfänglichkeit für die Natur und ihre Wunder, aufrichtige, überzeugungsvolle Frömmigkeit sind die Grundzüge seines Wesens, die seinen Dichtungen ihren ureignen, wunderbaren Zauber verleihen. Von der Romantik geht er aus, das Volkslied ist sein Lehrer, Goethe sein Meister, den er in manchen Liedern nahezu erreicht. Während viele von diesen Volksgut geworden sind und noch heute, meist, ohne daß des Dichters gedacht wird, gesungen werden, haben ihn von seiner Prosa nur einige Novellen überdauert, vor allem die reizvolle, ebenso phantastische wie wahre Geschichte „Aus dem Leben eines Taugenichts".

Neben diesem begnadeten Fürsten im Reiche der Dichtkunst treten zahlreiche andere, bescheidenere Talente mehr zurück als hervor. Karl von Holteis (1798—1880) Hauptverdienst liegt in seiner mundartlichen Dichtung, von der wir gleich zu sprechen haben; von seinen hochdeutschen Werken sind seine vielen Dramen bis etwa auf „Lorbeerbaum und Bettelstab" ziemlich vergessen,

während sich manche seiner Romane, vor allem „Die Vagabunden“ auch jetzt noch erheblicher Beliebtheit erfreuen. J. Chr. von Zedlitz hat sich wohl nur durch ein Gedicht dauerndes Andenken bewahrt, durch „Die nächtliche Heerschau“, denn seine Kanzonen, Dramen und Erzählungen leben nur noch in der Literaturgeschichte fort. August Kopisch (1799—1853) ist ein Lyriker, der, ähnlich wie sein Freund Platen, mit einem ungemein großen Formentalent begabt, es dabei doch verstand, gerade volkstümliche und sagenhafte Stoffe in anmutigen Gedichten zu behandeln, die noch immer gern gelesen werden, und seine beiden, nicht eben allgemein bekannten Erzählungen „Die Entdeckung der blauen Grotte auf der Insel Capri“ und „Ein Carnevalsfest auf Ischia“ gehören mit zu den besten Proben deutscher Prosa. Friedrich von Sallet (1812—43) nennen wir noch als den Verfasser des einst sehr beliebten „Laienevangeliums“, und den Grafen Strachwitz (1822—47), den allzu früh verstorbenen, als gewandten Vertreter der Balladendichtung, in der seine Leistungen größer sind als im Liede.

Am fruchtbarsten ist aber Schlesien auf dem Gebiet des Romans, den man ja gern als die Lieblingskunstform des 19. Jahrhunderts bezeichnet. Holtei ist schon genannt. Manches Gute und seinerzeit hoch Gepriesene hat Karl Spindler (1795—1855) geschrieben, den man nicht mit Unrecht mit dem älteren Alexander Dumas verglichen hat. Auch Heinrich Laubes Romane und Novellen (1806—1884) waren einst neben seinen Dramen viel gelesen, und von allgemeiner Bedeutung ist ja seine führende Tätigkeit in der Bewegung des „Jungen Deutschland“ und als Theaterleiter in Wien und Leipzig geworden. Der größte aber unter den schlesischen Romandichtern ist Willibald Alexis (eigentlich Wilhelm Häring 1798—1871), und zwar nicht bloß, weil er der eigentliche Begründer des nach ihm so ungemein beliebt gewordenen historischen Romans in Deutschland ist, sondern weil seine meist der brandenburgisch-preußischen Geschichte entlehnten Werke in künstlerischer wie nationaler Hinsicht gleich wertvoll sind. Nirgends nimmt bei ihm das rein Stoffliche die Hauptaufmerksamkeit allein für sich in Anspruch, und nirgends ist anderseits die politische und kulturgeschichtliche Zeichnung verfehlt. Ihm reiht sich Gustav Freytag (1816—1895) an, dessen sozialer

Roman „Soll und haben“ ein Muster seiner Art und ein Lieblingsbuch des deutschen Volkes geworden ist, während sich „Die verlorene Handschrift“ nicht des gleichen ungeteilten Beifalls erfreut. Gleichwohl glauben wir Freytags größte Bedeutung nicht auf diesem Felde, auch nicht auf dem des Dramas suchen zu sollen, obwohl „Die Journalisten“ mit vollem Recht als eins unserer wenigen guten Lustspiele gelten, sondern wir erblicken sie in seinen kulturgeschichtlichen Werken, die nach Form und Inhalt als Leistungen vornehmster Art zu bezeichnen sind. Das sind vor allem die ganz glänzend gezeichneten „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, denen sich nicht unebenbürtig die Romanreihe der „Ahnen“ zugesellt.

Versuchen wir es nun, die bedeutendsten der noch lebenden schlesischen Dichter in dieser kurzen Übersicht an uns vorüberziehen zu lassen, so erwächst uns damit eine nicht eben leichte Aufgabe, denn gerade über diese sind, wie immer, wenn es sich um Fragen der Gegenwart handelt, die Meinungen noch sehr lebhaft geteilt[1]). Allen voran an Alter wie an Umfang seiner Tätigkeit steht da der ehrwürdige Rudolf von Gottschall (geboren 1823 zu Breslau), der als Lyriker, Dramatiker, Romandichter und Literarhistoriker eine ungemein reiche und vielseitige Schaffenskraft bewiesen hat; freilich wird er gegenwärtig schon vielfach, und nicht ganz ohne Grund, zu den „Alten“ gerechnet. Ihrer ganzen Eigenart nach sind seine Werke noch in der Hauptsache Kinder der Romantik und der Bestrebungen des „Jungen Deutschland“, und in seinen zahlreichen geschichtlichen Dramen herrscht meistens Schillers Schwung, der aber, wie bei allen Nachfolgern dieses Großen, nicht immer angenehm wirkt, weil der Macht der Sprache die Macht des Geistes nicht ebenbürtig zur Seite steht.

Verweilen wir dann zunächst bei den Lyrikern, so begegnet uns hier bei unsern von jeher so sanges- und reimfrohen Landsleuten eine fast erstaunliche Fülle, in der sich über vieles Mittelmäßige auch eine Anzahl wirklich bedeutender Erscheinungen er-

1) Vgl. hierzu noch Goldschmidt im „Literarischen Echo“ III 1593 ff. und 1673 ff. und besonders auch das sehr beachtenswerte „Schlesische Dichterbuch“, herausgegeben von F. A. Krause und Philo vom Walde, Breslau 1902.

Biblioteka Germańskiej UMK - Katedra Filologii w Toruniu

hebt. Bei weitem die erste Stelle nimmt da Prinz Emil Schönaich-Carolath (geboren 1852) ein, der formgewandte und fein empfindende Künstler, der ja weit über die Grenzen des Schlesierlandes hinaus sich verdienten Ansehens erfreut, und neben ihn stellt sich, an Begabung und glücklichen Erfolgen ihm etwa gleich, Alberta von Putkammer. Groß ist dann die Zahl derer, deren Wirkungskreis doch mehr die engere Heimat geblieben ist, deren Leistungen zwar oft über den gewöhnlichen Durchschnitt hinausreichen, aber doch nur selten zu außergewöhnlicher Höhe sich erheben. Da haben wir etwa, um nur wenige zu nennen, Theobald Nöthig, den Kriegskameraden seines berühmter gewordenen Freundes Liliencron, den in unserer Stadt recht beliebten Carl Biberfeld, dann Paul Barsch, der sich vom einfachen Tischlergesellen zum anerkennenswerten Dichter emporgearbeitet hat, und Anna Nitschke, die jetzt als deutsche Lehrerin in Mexiko lebt. Auch Sigmar Mehrings ist hier zu gedenken, dessen Begabung sich am besten in seinen trefflichen Übersetzungen, namentlich aus dem Französischen, zeigt. Seine „Französische Lyrik des 19. Jahrhunderts" (1901) ist ein ganz ausgezeichnetes Buch.

Während die schlesische Lyrik sich fast ausschließlich in den alten, freilich immer neu und gültig bleibenden Bahnen bewegt und sich bis auf verschwindende und nicht eben hervorragende Ausnahmen von den allerjüngsten Geschmacksrichtungen fern hält, weist die Roman- und Novellenliteratur ein lebhaftes Eingreifen in die Kämpfe der Gegenwart auf. Alle Bestrebungen, von den ältesten bis zu den jüngsten, haben da ihre Verfechter, und meist solche, die es wert sind, daß man sich mit ihnen abfindet. Zu den älteren gehört da vor allem unser Bürgermeister Karl Jaenicke, der liebenswürdige, spannende Erzähler, der außer mehreren Novellen vor kurzem auch einen größeren geschichtlichen Roman, „Herzog Heinrich IV. von Breslau", geschrieben hat, in dem er mit feinem kulturgeschichtlichem Verständnis und mit anhänglicher Liebe für unsere Stadt eine Reihe lebensvoller Bilder aus jener reich bewegten und für Schlesiens Entwickelung recht bedeutungsvollen Zeit durch eine wirksame Handlung zu einem harmonischen Ganzen zu vereinen weiß. Als einer der erster Be-

Bibliothek

arbeiter moderner Fragen ist dann der jetzt eben nicht mehr viel gelesene Konrad Alberti (d. i. Konrad Sittenfeld) zu nennen, der es, freilich mit nicht ganz ausreichender Begabung, nach seiner eigenen Erklärung versucht hat, die Bahnen Karl Gutzkows und Gustav Freytags weiter auszubauen; er berührt gern das Verhältnis zwischen Arbeiter und Arbeitgeber, er schildert die Lebensschicksale des armen Droschkenkutschers, der braven Nähterin, eine Dichtung nennt er „Majestätsbeleidigung", eine Novelle heißt „Plebs", ein Drama von ihm „Brot". Guter Begabung und schönen Erfolges erfreut sich sodann der Oberschlesier Felix Holländer, der sich von nicht unbedeutenden, aber unreifen Anfängen zu kraftvollen, psychologisch wie künstlerisch gleich beachtenswerten Leistungen aufgeschwungen hat. Von dem ziemlich unklaren, wenig befriedigenden Tendenzbuch „Jesus und Judas" kommt er zu dem trefflichen Ehe- und Frauenroman „Frau Ellin Röte", der bereits sechs Auflagen erlebt hat; ihm gegenüber scheint sein jüngstes Werk „Das letzte Glück", ein durch wehmütig entsagenden Ton gekennzeichnetes Buch voller persönlicher Bekenntnisse einen kleinen Rückschritt zu bedeuten. Die hervorragendste, selbständigste und zugleich schlesische Eigenart am kräftigsten widerspiegelnde Dichterpersönlichkeit auf dem Gebiete der Novelle und des Romans ist Hermann Stehr, dem es gelingt, selbst gelegentliche Mängel im sprachlichen Ausdruck durch eine wundervolle Belebtheit und Poesie des Stils, durch die Tiefe seiner Probleme, durch die Feinheit seiner Seelenschilderung, durch meisterhafte Verwendung des Kunstmittels des Gegensatzes und des Parallelismus, durch die packende Macht seiner üppigen, wundersam blühenden, aber nie abstoßenden und unnatürlichen Phantasie vollkommen auszugleichen. Seine Werke sind „Auf Leben und Tod", zwei Erzählungen, „Der Schindelmacher", eine ganz vortreffliche Novelle und „Leonore Griebel", ein Roman aus kleinbürgerlichen Kreisen, dessen Inhalt doch eigentlich eine gewaltige Tragödie ist. — Mit ihm kann sein jüngerer Genosse im Lehramt, Paul Keller, der gern in stimmungsvoller Kleinmalerei anmutig plaudert und unterhält, nicht in die Schranken treten, von den mehr oder weniger verfehlten „Skizzen und Studien" Joseph Theodors, der gern der schlesische Decadencedichter sein

möchte, ganz zu schweigen. Auch ein paar Frauen sind noch mit Geschick und ansehnlichen Leistungen auf unserem Gebiet hervorgetreten; die liebenswürdigste und gediegendste unter ihnen ist Elsbeth Meyer-Förster, die außer Romanen und Novellen auch ein paar Dramen verfaßt hat. Neben ihr sind noch Gräfin Margarete Keyserling und Gräfin Bethusy-Huc zu nennen, die unter dem Namen Moritz von Reichenbach schreibt.

Noch bleibt ein Wort über das Drama zu sagen, mit dem Schlesien auch in der unmittelbaren Gegenwart wieder einmal ganz in den Vordergrund getreten ist. Denn Gerhard Hauptmann, der zweifellos größte, begabteste und bekannteste aller jetzt lebenden schlesischen Dichter, ist vielleicht überhaupt der bedeutendste deutsche Dramatiker der Gegenwart. Mag man im einzelnen über ihn und seine Werke denken, wie man will, das eine ist immer anzuerkennen, daß er eine ausgesprochene, vollwertige Künstlernatur ist. Besonders erfreulich ist dabei die Beobachtung, daß Hauptmann ausgezeichnet seine schlesische Eigenart zu wahren und seine Landsleute, die er ja so oft in seinen Werken vorführt, außerordentlich naturgetreu zu schildern versteht. In dieser Beziehung gehört er auch mit zu den besten Vertretern der Heimatkunst. Denn so vielseitig und treffend nach den guten wie nach den weniger erfreulichen Seiten hin wie er hat vor ihm keiner den schlesischen Volkscharakter wiederzugeben gewußt. Die beschränkten, unselbständigen, hungernden und darbenden Weber, das unschuldige, liebliche, fromme Hannele, die gemütlichen, biedern, durchtriebenen Vagabunden Schluck und Jau, das sind Gestalten, wie man sie bei uns zu Lande wirklich erleben und sehen kann, und die „Versunkene Glocke" lebt und webt ja ganz in der herrlichen Naturschönheit unseres Riesengebirges und der reichen Pracht seiner Sagenwelt. Hauptmann hat schließlich auch das Verdienst, unsere Mundart bühnenfähig und damit in ganz Deutschland bekannt gemacht zu haben. — Neben Gerhard hat auch sein älterer Bruder Karl Anspruch auf nicht geringe literarische Bedeutung. Wenn auch die Grundzüge ihres Wesens ziemlich übereinstimmen, so erscheint Karl Hauptmann doch bei weitem als der bescheidenere, zurückhaltendere, der sich lieber begnügt, im stillen, mehr für sich als für die Mitwelt zu schaffen,

der nicht gern neue, erschütternde, sondern lieber kleinere, rührende Stoffe behandelt, wie er es in seinen Erzählungen und Dramen tut; dabei zeigt er sich auch, namentlich in seinen Tagebuchblättern, als eine nachdenkliche, grübelnde Natur, aber immer hat er ein offenes Auge für Lebenslust und -leid seiner Landsleute.

Erwähnt sei in diesem Zusammenhange auch noch der rührige, für eine wahre, neue deutsche Volkskunst begeisterte und mit allen Kräften für sie eintretende Ernst Wachler, der Herausgeber des „Kynast", der später in die „Deutsche Zeitschrift" umgewandelt wurde. Neben seiner lyrischen Tätigkeit, aus der eine Reihe stimmungsvoller, fein empfundener kleiner Gedichte hervorgingen, ist er auch als Dramatiker schon wiederholt hervorgetreten, zuletzt mit einem durch und durch schlesischen Werke, der „Schlesischen Brautfahrt", einem Stücke, das sich durch reiche poetische Schönheiten und glühende Liebe zum Heimatlande auszeichnet.

Im Gegensatz zu diesen getreuen Hütern und Vertretern ihrer Stammeseigenart seien endlich noch zwei Dichter genannt, deren Namen zwar weit und breit bekannt sind, die aber von schlesischem Wesen nichts mehr an sich und in ihren Werken verraten. Der eine ist der fast zu einem richtigen Bayern gewordene, aber aus unserm Grünberg gebürtige frische, tönereiche Lyriker und behagliche Erzähler Otto Julius Bierbaum, der andere unser Breslauer Landsmann, der vielgewandte Ernst von Wolzogen, der schon so oft durch ein kühn und keck hingeworfenes Werk, wie zuletzt etwa durch „Das dritte Geschlecht", aller Augen auf sich gezogen, anderseits aber auch eine Reihe von fast ganz bedeutungslosen, nur dem oberflächlichsten Unterhaltungsbedürfnis Rechnung tragenden Schreibereien auf den Markt gebracht hat. Sehr bezeichnend für ihn ist es, daß er mehr wie gern die grade herrschende oder eben neu aufkommende und vielversprechende Mode mitmacht, wie dies vielleicht am besten seine Rolle in der glücklicherweise schon verflossenen Überbrettlkomödie beweist.

Unser ohnehin nur flüchtig entworfenes Bild der literarischen Leistungen Schlesiens wäre allzu unvollständig, wenn wir an dieser Stelle nicht auch noch kurz der gerade bei uns üppig und fruchtbar gedeihenden mundartlichen Dichtung gedächten. Ist doch ihr Begründer und bedeutendster Vertreter, unser noch unvergessener

und wirklich volkstümlich gewordener Karl von Holtei überhaupt einer der ersten, die sich mit mundartlichen Dichtungen — lange vor Klaus Groth und Fritz Reuter — hervorwagten; im Jahre 1830 erschienen zum ersten Male seine „Schlesischen Gedichte" und ernteten zunächst nichts als Spott und Gleichgültigkeit. Holteis Kunst ist es, dem Manne aus dem Volke aus dem Herzen und zum Herzen zu sprechen, seinen Charakter und .seine Eigenart vollständig zu verstehen, Lust und Leid genau so wie er zu empfinden und diesem Empfinden nicht bloß in seiner Sprache, sondern auch dem innersten Wesen des Volkes entsprechend beredten Ausdruck geben zu können. Damit gelingt es ihm, ein wunderbar getreues Spiegelbild des Schlesiers, wie er leibt und lebt, wie er lacht und weint und spricht und denkt, mit seiner echten, goldenen, oft humoristischen, mitunter etwas derben, immer aber ehrlichen und innigen Gemütlichkeit zu entwerfen.

Von den vierziger Jahren an, als man allmählich anfängt, Holteis Gedichte etwas mehr zu würdigen, folgen dann eine Reihe von Dialektgedichtsammlungen, fast alle in seinem Stile, von ihm angeregt; inhaltlich wie der Form nach sind sie zum Teil ganz wohl gelungen, aber von großer Bedeutung sind sie nicht, und sie sind auch heute längst nicht mehr so bekannt wie die Verse Holteis. Dahin gehören etwa die „Glätzischen Gedichte" eines schon 1828 gestorbenen Dichters Namens Schönig, die der auch um die schlesische Volkskunde wohlverdiente Neisser Gymnasiallehrer Kastner (Kypselos) 1842 herausgab, dann Heinrich Tschampels „Gedichte in schlesischer Gebirgsmundart", die „Schnieglöckla" von v. Boberthal, zwei kleine Sammlungen von Buchenthal und Brendel, Friedrich Zehs „Blumen aus Rübezahls Garten" und „Dichtergrüße" und noch einige andere.

Wie man sieht, fehlt die mundartliche Prosa bisher ganz. Robert Rößlers Verdienst ist es, sie zum ersten Mal auf den Schauplatz geführt zu haben, und gleich bezeichnend für ihn und sein Wirken sind Titel wie Inhalt dieses ersten schlesischen Prosabuches, der „Schnoken" (1877). Schnoken sind lustige Geschichten, manchmal ein bißchen derb und ausgelassen, aber bei Rößler immer lebensvoll und packend und unwiderstehlich zum Lachen zwingend. Darin liegt ihre Eigenart, ihr Vorzug, aber auch der

Keim zum Verhängnisvollen. Diese Schnoken hatten einen gewaltigen Erfolg, und es dauerte nicht lange, so erschienen Mengen von ähnlichen Geschichten, alle nur auf Erregung der Lachlust abzielend, gleichviel durch welche Mittel. Das aber ist nicht zum Vorteil der schlesischen Dialektdichtung ausgeschlagen; denn dadurch wurde sie einseitig, und sie geriet ziemlich bald und nicht ganz mit Unrecht in den Ruf, daß sie nicht sowohl humoristisch als lächerlich und überhaupt zur Verarbeitung tieferer, ernsterer Empfindungen unfähig sei. — Unter den zahlreichen Schülern und Nachfolgern Rößlers sind Hermann Bauch, Oskar Vogt und August Lichter die bedeutendsten. Bauch ist der vollendete Humorist, der bisher auch fast ausschließlich nur die heiterste Dichtung gepflegt hat und zwar mit außerordentlichem Erfolge; nur will es uns scheinen, als ob er nicht selten allzu freigebig mit seinen reichen, komischen Mitteln wirtschaftet, sodaß sich oft Übertreibung und zu große Fülle des Lustigen fühlbar macht; aber lachen muß man bei ihm immer und meist aus vollem Herzen. Weniger bekannt, aber trotzdem wohl gediegener, tiefer und gemütvoller ist Oskar Vogt, und auch Lichter ist nicht so einseitig Humorist wie Bauch. Er weist bereits Züge und Einflüsse auf, für die ein anderer, jetzt auch schon aus dem Leben geschiedener Großer unserer heimischen Literatur Muster und Vorbild gewesen ist, Max Heinzel. Heinzel war im Leben und im Dichten einer der liebenswürdigsten Menschen, ein Schlesier vom reinsten Wasser, der ebenso wie Holtei schwer und mühselig den Kampf ums Dasein führen mußte und oft genug von Nahrungssorgen bedrängt war. Und doch ist er immer sich selber und seinem Meister treu geblieben, nie hat er den wirklichen, echten Humor, der vom Herzen kommt, verloren, nie seine ehrliche, gemütliche, freundliche Lebensanschauung verleugnet. Zu all diesen Eigenschaften, die schon einen hohen Vorzug bedeuten, kommt noch eine fast unbeschränkte Meisterschaft in der Form, in der er Holtei noch übertrifft. Die verschiedensten Dichtungsarten hat er gepflegt, und fast nie ist ihm etwas mißraten, am besten vielleicht sind ihm die Lieder gelungen. Zahlreich sind die Sammlungen, die er herausgegeben, unter denen als die liebenswürdigsten wohl „Vägerle flieg aus“, „A schlä'sches Pukettel“, „A frisches Richel“, „Mei jingstes Kindel“ besonders

hervorzuheben sind, aber großer Erfolg und wirkliche Anerkennung ist auch ihm erst sehr spät zuteil geworden.

Heinzels getreuer Freund, sein Nachfolger in der Herausgabe des Volkskalenders „Der gemittliche Schläsinger", ihm innig verwandt in der Art seines Schaffens, nur vielleicht noch melodienreicher und in mancher Hinsicht großzügiger ist Philo vom Walde (Johannes Reinelt), der hervorragendste der jetzt lebenden schlesischen Dialektdichter. Philo ist ein hochbegabter Lyriker, dabei auch ein echtes Kind seines Landes, treuherzig und gemütvoll. Aber so ansprechend, klangvoll und sangbar auch seine Gedichte sind, sein wichtigstes und größtes Werk, dessen zweifellosen Wert auch die Kritik — bezeichnenderweise mehr und freudiger die auswärtige als die schlesische — allgemein und gern anerkannt hat, ist seine „Leutenot", das erste schlesische Epos. Es ist die tragische Geschichte von der Entwickelung und den Lebensschicksalen eines armen Weberjungen, der durch die Ungunst der Verhältnisse untergeht. Der Weberhansel ist zwar kein Held im alten Sinne, aber er kämpft doch einen gewaltigen Kampf nach innen, er ist so eine Art Hamlet vom Dorfe, eine problematische Natur. Vorzüglich ist die Charakterzeichnung der einzelnen Personen, des Hansel selber, seines armen, elenden Vaters, der als Nachtwächter so manche heimliche Beobachtung machen kann, der einfältigfrommen, trefflichen und rührend guten Mutter, des schlimmen Schulzen und seines hochfahrenden Sohnes, des Schulmeisters, der lockigen Müllertrudel, die als Kind so gut und lieb und als Erwachsene so treulos und schlecht ist, und aller andern. Vorzüglich ist auch die Schilderung der allgemeinen und sozialen Verhältnisse, die an der Tragödie die Hauptschuld tragen, entzückend sind die Naturbilder, wie etwa das vom Rutandelsee, herzerfreuend die lieblichen Kinderszenen, wie z. B. Hansel und Trudel Hochzeit spielen, ergreifend die Darstellung der Seelenkämpfe.

Die jüngeren Schlesier reichen mit ihrer dichterischen Kraft nicht an Philo heran; doch sind als die besten nach ihm zu nennen Hugo Kretschmer, der geschickte Erzähler aus dem Bauernleben, Karl Klings, der mit einem anmutigen Gedichtbändchen „Aus 'm Rutkatelgebirge" hervorgetreten ist, Marie Oberdieck, deren

„Balsamindel“ ob ihrer einfachen und natürlichen Schlichtheit vor kurzem erst verdienten Beifall fanden, und endlich noch Wilhelm Oehl aus Grulich in Böhmen, der in der eigenartigen Mundart seines Heimatstädtchens eine Reihe hübscher, ansprechender, ja zarter Lieder und Stimmungsbilder veröffentlicht hat.

So stehen wir denn am Schlusse unseres Versuches, bei dem wir hoffentlich nichts wirklich Wesentliches übersehen haben. Wenn nun diese Blätter dazu beitragen sollten, die Kenntnis der geistigen Leistungen unserer etwas abgelegenen Provinz ein wenig weiter im Reiche zu verbreiten und ganz bescheiden mit dazu beisteuerten, ihr dort Achtung und neue Freunde zu erwerben, so wäre ihr Zweck schön erfüllt. Denn wir glauben nicht bloß als guter Schlesier, sondern auch als kühler Beobachter der Entwicklung des deutschen Schrifttums überhaupt kühnlich die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß unsere schöne, sonnige, gemütliche Heimat, der oft gerühmte Edelstein in Preußens Krone, auch in künstlerischer und dichterischer Beziehung noch längst nicht der letzte unter den Gauen des großen deutschen Vaterlandes ist. Ist sie doch früh schon mit eingetreten in den allgemeinen Wettbewerb, und wenn auch Zeiten der Ruhe und Ermattung kamen, oft von recht langer Dauer, so ist doch nie ganz die dichterische Schaffenskraft und -lust ausgegangen, sondern immer hat es diesen oder jenen gegeben, der auf dem einen oder andern Felde die Fahne der redenden Kunst hochgehalten hat, so gut es in seinen Kräften stand. Unter den vielen, die da auf den Plan getreten sind, ist so manchem der Kranz der Unsterblichkeit zuteil geworden, und zweimal, im 17. und im 19. Jahrhundert, haben wir Schlesier als Führer großer Zweige des gesamten Literaturlebens Deutschlands auftreten sehen. Möge auch die zukünftige Entwickelung unserer Literatur zu solchen Höhepunkten führen.

Das

Ziel der Handlung in Goethes Tasso.

Ein Vortrag

von

W. Fielitz.

An Goethes Mittagstisch wendete sich eines Tages[1]) das Gespräch auf den Tasso und die Frage, welche Idee Goethe darin zur Anschauung zu bringen gesucht habe. „Idee?“ sagte Goethe „daß ich nicht wüßte! Ich hatte das Leben Tassos, ich hatte mein eigenes Leben, und indem ich zwei so wunderliche Figuren mit ihren Eigenheiten zusammenwarf, entstand in mir das Bild des Tasso, dem ich als prosaischen Kontrast den Antonio entgegenstellte, wozu es mir auch nicht an Vorbildern fehlte. Die Deutschen sind übrigens wunderliche Leute! Sie machen sich durch ihre tiefen Gedanken und Ideen, die sie überall suchen und überall hineinlegen, das Leben schwerer als billig. Ei! so habt doch endlich einmal die Courage, euch den Eindrücken hinzugeben, euch ergötzen zu lassen, euch rühren und erheben zu lassen, ja euch belehren und zu etwas Großem entflammen und ermutigen zu lassen. Aber denkt nur nicht immer, es wäre alles eitel, wenn es nicht irgend ein abstrakter Gedanke und Idee wäre. — Ich bin der Meinung: je inkommensurabler und für den Verstand unfaßlicher eine poetische Produktion ist, desto besser.“ Derselbe Goethe hat 40 Jahre früher, als er am 1. Akte arbeitete, der Frau Herder[2]) im Vertrauen gesagt, der eigentliche Sinn des Stückes sei die Disproportion des Talents mit dem Leben. Mag das wahr sein oder nur gesagt, um die Fragerin zu befriedigen, ich finde, zur Veranschaulichung unseres Kunstwerkes als Kunstwerk hilft diese abstrakte Idee nicht viel. Einer Idee mag sich also der Dichter bewußt gewesen sein oder nicht: eines Planes mußte er sich bewußt sein. Die zwei Tassoakte, die er 1786 mit

[1]) am 6. Mai 1827; Eckermann. [2]) Herders Reise nach Italien. S. 296.

nach Italien nahm, hat er größtenteils verworfen. „Was da steht, heißt es im Februar 1788[1]), ist zu nichts zu gebrauchen, ich kann weder so endigen, noch alles wegwerfen." „Weder die Personen noch der Plan, noch der Ton haben mit meiner jetzigen Ansicht die mindeste Verwandtschaft[2])." Der neue Plan wurde so sicher und vollständig ausgearbeitet, daß Goethe kühn es wagen konnte, die Ausarbeitung des Stückes, seiner augenblicklichen Stimmung entsprechend, von hinten anzufangen. Akt 4 und 5 sind zuerst gefertigt worden, Akt 1 zuletzt[3]). Da ist doch die Frage berechtigt: welches ist der Plan, nach dem das Stück gearbeitet wurde und der ihm zugrunde liegt? Schiller schreibt einmal über seinen dramatischen Plan, die Malteser, an Körner (II 371): „Noch fehlt mir das punctum saliens zu diesem Stück, alles andere ist gefunden. Es fehlt an derjenigen dramatischen Tat, auf welche die Handlung zueilt und durch die sie gelöst wird; die übrigen Mittel, der Geist des Ganzen, der Grund, auf welchem die Handlung vorgeht, alles ist reiflich bedacht und beisammen." In einem rund und eng geschlossenen Drama muß notwendig die dramatische Tat, auf welche die Handlung zueilt, für den Lauf der Handlung bestimmend sein; die Kette von Ursachen und Wirkungen, die der Dichter ersonnen hat, muß geeignet sein, jene letzte dramatische Tat, die das Ziel der Handlung ist, hervorzubringen. An einigen Stücken Schillers habe ich dieses Gesetz nachweisen können[4]). Es fällt mir nicht ein, zu behaupten, daß die Dramen Goethes durchweg diesen eng geschlossenen Aufbau zeigten, der Tasso aber zeigt ihn; und werden wir uns klar, welche Tat Goethe seiner dramatischen Handlung als Ziel setzte, so muß sich damit ein Einblick in den Bau des Kunstwerks eröffnen.

Das augenfällige Ziel der Handlung ist Tassos Zärtlichkeitsangriff auf die Prinzessin am Ende der vorletzten Szene des fünften Aktes. Diese Tat ist durch einen rein seelischen Entwickelungsgang herbeigeführt, den Tassos Stimmung durchmacht und der den Inhalt des ganzen voraufgehenden Stückes bildet. Ich rufe diese seelische Entwickelung kurz ins Gedächtnis zurück. Tasso ist ein bedeutender Künstler, aber kein bedeutender Charakter;

[1]) an Knebel. [2]) ital. Reise, 21. Februar 1887.

[3]) Ed. Scheidemantel, Progr. Wilh.-Ernst-Gymn. Weimar 1896. Goethe-Jahrbuch 1897, S. 163 ff. [4]) Schillerstudien. Lpz. 1876. Teubner.

er ist eine liebenswürdige, bescheidene, in sich zurückgezogene Jünglingsnatur, aber schwach und haltlos; er hat nicht gelernt sich zu beherrschen, zügellos gibt er sich seinen Phantasien und Augenblicksstimmungen hin, sein Hang zur Einsamkeit artet in Menschenscheu und Mißtrauen aus. Er hat eine bedeutende Dichtung, das befreite Jerusalem, endlich vollendet, und als er sie seinem Beschützer und Herrn, dem Herzog Alfons, überreicht, krönt dieser ihn durch die Hand seiner Schwester Leonore mit einem Lorbeerkranze. An den Kranz schließt sich die weitere Entwickelung. Der aus Rom heimkehrende, hochverdiente Staatsmann Antonio bemerkt die Bekränzung und erfährt ihren Grund, beides mit deutlichem Mißfallen. Seine sichere Erfahrung andererseits und männliche Tatkraft, seine Schilderung von dem rastlos lebendigen, tatenvollen Getriebe, das sich in Rom um einen großen, einzig klugen Mann (den Papst Gregor) gemessen dreht, stürzen den eben noch durch den Lorbeerkranz innig beglückten Tasso in die entgegengesetzte Stimmung, in seines Nichts durchbohrendes Gefühl. Er fühlt sich durch seine Natur, ach, ausgeschlossen von der Welt der Mannestat und des Heldenruhmes. Der Prinzessin, die er im Stillen anbetet, gesteht er diesen inneren Zwiespalt; sie redet ihm zu, Antonios Freundschaft zu suchen; an ihm werde er einen klugen und zuverlässigen Freund haben; mit leiser Andeutung läßt sie Tasso ihre eigene Neigung zu ihm ahnen, so daß dieser nur durch eine deutliche Zurechtweisung abgehalten werden kann, offen seine Liebe zu erklären; aber nun wieder himmelhoch jauchzend, ist er entschlossen, der Prinzessin zuliebe um Antonios Freundschaft zu werben. Voreilig und ungeschickt wird der nächste Augenblick dazu benutzt. Aber sein stürmischer Antrag trifft natürlich zuerst auf kühle Zurückhaltung[1]), dann auf

[1]) Diese ist vollkommen berechtigt. Nur der Prinzessin zuliebe, nicht aus eignem Herzensdrang bietet Tasso dem Herz und Hand, auf den er eben noch angewendet hat: Es läßt sich nie an seinem Busen ruhn. Und hat Antonio nicht recht, wenn er nicht in einem Augenblick gewähren will und kann, was wohlbedächtig nur die Zeit gewährt? Und ist der Freundschaftsantrag des jungen Mannes an den beträchtlich älteren nicht auch gesellschaftlich taktlos? Jeder von uns älteren Männern würde in der gleichen Lage gleich zurückhaltend sein wie Antonio; schuldig macht ihn nur der Spott, dem er schnell, ungraziös und zuletzt rücksichtslos die Zügel schießen läßt.

steigenden Spott, und als Antonio wagt, auch den Kranz, den Tasso noch auf dem Haupte trägt, zu begrinsen, reizt er ihn zu rasendem Zorn, so daß dieser zuletzt das Schwert zieht. Damit vergeht er sich gegen das Gesetz des Burgfriedens, das verbietet, im fürstlichen Schlosse von der Waffe Gebrauch zu machen oder auch nur mit ihr zu drohen. Der Herzog kommt gerade in dem Augenblick dazu und schickt für diese Tat Tasso in Zimmerhaft; die größere Schuld bei dem Zanke mißt er Antonio bei und beauftragt ihn, jenen schnell zu versöhnen und ihm die Freiheit zurückzugeben.

Indessen Tasso ist durch diese Wendung jäh in das „zum Tode betrübt" hinabgeschleudert. Seine Bestrafung empfindet er als ein schweres Unrecht, die Zimmerhaft als Gefängnisstrafe, des Herzogs milde Ahndung als völligen Verlust seiner Gnade, Antonio ist ihm ein Verschwörer, der ihn vom Hofe verdrängen will. Er grübelt und grübelt und arbeitet sich in ein düsteres Phantasiegespinst hinein, das ihm den klaren Blick für seine Umgebung und die wahre Lage der Dinge verschleiert und verfinstert. Und die Sucht des Schwarzsehens wächst, als die Gräfin mit dem Vorschlag[1]) kommt, er solle sie auf einige Zeit nach Florenz begleiten; nun sieht er's klar, man will ihn los sein; Antonio und die Gräfin haben das fürstliche Paar völlig umgarnt; denn auch die Prinzessin, hört er, ist mit dem Vorschlag einverstanden; also auch sie, auch sie zieht sich von ihm zurück. Ja, er will fort von hier, aber

---

[1]) Die Vorverhandlungen über diesen Vorschlag mit der Prinzessin und Antonio bilden die einzige Handlung des dritten Aktes. Der Vorschlag ist eigentlich gar nicht so übel und könnte ganz gut ein wohlgemeinter Vorschlag des Herzogs und des Hofes sein. Der Dichter erfindet ihn aber nur, um ihn in der oben dargestellten Weise auf Tasso wirken zu lassen. Daß Tassos Schlüsse, die er daraus zieht, falsch sind, muß der Zuschauer klar wissen, um Tassos plötzlichen Rückschlag im fünften Akt aus tötlicher Verzweiflung in jubelndes Entzücken zu verstehen. Darum die ausführlichen Vorverhandlungen auf der Bühne, aus denen klar ist, daß die Prinzessin sich höchst widerwillig, Antonio gar nicht mit dem Vorschlag der Gräfin einverstanden erklärt, daß der Herzog überhaupt noch nicht gefragt ist, daß die Gräfin also ein kleines Ränkewerk auf eigne Faust spinnt und daß Tassos verzweiflungsvoller Trübsinn, der sich daran nährt, ein verhängnisvoller Irrtum ist.

nicht nach Florenz, nein, weiter hinweg, nach Rom. Mit verstellter[1]) Freundlichkeit erreicht er durch Antonio die Einwilligung des Herzogs und verabschiedet sich von ihm. Als er nun aber von der Prinzessin Abschied nimmt, da kommt ihm aus ihren unverändert und ungeheuchelt freundlichen Reden plötzlich die beseligende Erkenntnis, daß sie ihm noch ebenso hold gesinnt ist, wie früher; je tiefer während der letzten Stunden seine Seele gedrückt war, um so höher schnellen jetzt Glücksgefühl und Liebe in ihm empor, sein ganzes jubelndes Empfinden strömt er in Worten aus, wirkungslos verhallt diesmal ihr Warnungsruf an ihn, sich zu mäßigen, er stürmt auf sie zu und preßt sie an seine Brust. Diese Tat — man könnte sie eine kolossale, gesellschaftliche Dummheit, man könnte sie mit einem Goethe'schen Ausdruck eine Eselei nennen — ist psychologisch möglich gemacht durch die Charakteranlage des Mannes, die gegen den jähen Wechsel der Empfindungen keinen Widerstand hat; im verhängnisvollen Augenblick ihn dem jähesten Wechsel auszusetzen, dazu führt die gesamte Handlung, die wie ein Uhrwerk, Rad in Rad greifend, diese letzte Bewegung herbeiführt.

Ist diese Tat nun wirklich das Schlußziel, zu dem der Dichter die Handlung führen wollte? Ist sie's, so ist das Drama eine Tragödie, und es darf höchstens noch der Abgrund gezeigt werden, in den Tasso gestürzt ist. Entweder konnte der Dichter seinen Helden wie Werther enden lassen, oder er konnte sich der Überlieferung anschließen. Die Tassolegende, vertreten durch Muratori[2]), berichtet, eines Tages habe die Prinzessin vor versammeltem Hofe eine Frage an Tasso gerichtet, worauf dieser in der Anwandlung einer mehr als poetischen Ekstase ihr um den Hals gefallen sei und sie geküßt habe. Der Herzog habe sich bei diesem Anblick zu seinen

---

[1]) Worin besteht eigentlich seine Verstellung, zu der er sich im vierten und fünften Akte zwingt? Erstens stellt er sich versöhnt und freundlich, in Wahrheit grollt er unversöhnt weiter; zweitens stellt er sich, als zöge ihn die Sorge um sein Gedicht nach Rom, in Wahrheit *zieht* ihn nichts anderswohin, ihn *treibt* nur die vermeintliche Feindseligkeit des Hofes aus Ferrara. Als ihm beim Abschied von der Prinzessin die Ahnung kommt, daß diese Feindseligkeit nicht vorhanden, gibt er diesen Teil seiner Verstellung zuerst auf; gern will er bleiben, selbst auf dem einsamsten ihrer Schlösser als Diener.

[2]) Im 10. Bande der venezianischen Ausgabe von Tassos Werken. (1739) S. 241—243; s. Kuno Fischer, Goethes Tasso S. 168.

Kavalieren gewendet und gesagt: „Seht, welch ein schreckliches Mißgeschick diesen großen Mann getroffen hat, er ist verrückt geworden." Infolgedessen sei Tasso in das St. Annen-Hospital zu Ferrara gekommen, in die Abteilung für Verrückte, wo er tatsächlich 7 Jahre und 4 Monate zugebracht hat. Was die Legende zweifelhaft läßt, konnte Goethe seinem Tassocharakter andichten, er konnte ihn in Wahnsinn verfallen lassen; dann war das Stück ein pathologisches Trauerspiel und behandelte die auch heute viel erörterte Frage nach der Nachbarschaft von Genie und Wahnsinn. Oder, eine dritte Möglichkeit, Goethe konnte den Helden hülf- und freundlos in die Fremde ziehen lassen; dort war dieser Charakter dem Elend und Untergang geweiht. Statt dessen bringt die letzte Szene eine neue Wendung, und um deretwillen muß ich Sie bitten, diese Szene mit mir Rede für Rede durchzugehen.

Tassos Ausschreitung gegen die Prinzessin haben der Herzog, Antonio, die Gräfin vom Hintergrund aus mit angesehen; Alfons gibt Antonio die Weisung: Er kommt von Sinnen, halt ihn fest! und so spielt denn die Schlußszene des Stückes zwischen Tasso und Antonio. Tasso kommt in der Tat von Sinnen. Das eine Wort der Prinzessin: Hinweg! mit dem sie den Unverschämten zurückgestoßen, hat ihn von neuem in seinen finsteren Verfolgungswahn geschleudert, und dieser steigert sich bei Antonios erstem Zuspruch nun zu einem an Wahnsinn grenzenden Wutausbruch. Er schimpft und lästert auf den ganzen Hof. Der Herzog ist ein Tyrann, den er haßt, Antonio ist des Tyrannen Marterknecht, die Prinzessin ist die Sirene, die Armide, die Buhlerin, die unter einer heiligen Maske kleine Künste treibt, die Gräfin ist die verschmitzte, schleichende kleine Mittlerin, alle haben eine Verschwörung gestiftet, ihm sein Gedicht, seine Nahrung, seinen Ruhm zu entwenden. Ich mache darauf aufmerksam, daß ein solcher Wutausbruch nichts Unbekanntes an ihm ist. Im 3. Akt sagt Antonio zur Gräfin:

Kannst du es leugnen, daß im Augenblick
Der Leidenschaft, die ihn behend ergreift,
Er auf den Fürsten, auf die Fürstin selbst,
Auf wen es sei, zu schmähn, zu lästern wagt?
Zwar augenblicklich nur; allein genug,
Der Augenblick kommt wieder.

Einen solchen Augenblick hat der Dichter hier eintreten lassen; warum, wenn derselbe doch nicht den Übergang zu wirklichem Wahnsinn bilden soll und auch nichts dem gegenwärtigen Falle besonders Eigentümliches hat? Er tat es, um auf diesen Augenblick der höchsten, wahnsinnigen Leidenschaft mit psychologischer Wahrscheinlichkeit unmittelbar folgen lassen zu können die unausbleibliche Erschlaffung der Seele; aus der kann und soll dann Tasso zur Vernunft wieder erwachen. Dieses Erwachen schildert der Rest der Szene.

A.: Besinne dich! gebiete deiner Wut!
Du lästerst, du erlaubst dir Wort auf Wort,
Das deinen Schmerzen zu verzeihen ist,
Doch das du selbst dir nie verzeihen kannst.

T.: O sprich mir nicht mit sanfter Lippe zu,
Laß mich kein kluges Wort von dir vernehmen!
Laß mir das dumpfe Glück, damit ich nicht
Mich erst besinne, dann von Sinnen komme.
Ich fühle mir das innerste Gebein
Zerschmettert, und ich leb', um es zu fühlen.
Verzweiflung faßt mit aller Wut mich an,
Und in der Höllenqual, die mich vernichtet,
Wird Lästrung nur ein leiser Schmerzenslaut.

D. h. laß mich in Ruhe, ich will nichts hören; die dumpfe Betäubung, die mich umfängt, ist noch mein Glück; sie rettet mich vor dem Wahnsinn; im Verhältnis zu meinen Qualen ist Lästerung nur ein leiser Schmerzenslaut. Also noch weist er jeden Zuspruch ab und schließt:

Ich will hinweg! Und wenn du redlich bist,
So zeig es mir, und laß mich gleich von hinnen!

A.: Ich werde dich in dieser Not nicht lassen[1]),
Und wenn es dir an Fassung ganz gebricht,
So soll mir's an Geduld gewiß nicht fehlen.

Kündigt Antonio ihm hier seine Freundschaft fürs Leben an? Nichts weniger! Er sagt und tut nichts anderes, als was jeder

[1]) d. h. nicht von hinnen lassen.

gut und anständig denkende Mann dem sagt und tut, den er in hülf- und fassungsloser Lage findet und der eigensinnig den Beistand zurückweist. Wer so zu einem Betrunkenen spricht, dem er seinen mildtätigen Beistand aufdrängen muß, will der damit seine Freundschaft fürs Leben anbieten? Tasso antwortet:

So muß ich mich dir denn gefangen geben?
Ich gebe mich, und so ist es getan;
Ich widerstehe nicht, so ist mir wohl —
Und laß es dann mich schmerzlich wiederholen,
Wie schön es war, was ich mir selbst verscherzte.
Sie gehn hinweg — O Gott! dort seh ich schon
Den Staub, der von den Wagen sich erhebt —
Die Reiter sind voraus — dort fahren sie,
Dort gehn sie hin! Kam ich nicht auch daher?
Sie sind hinweg, sie sind erzürnt auf mich.
O küßt ich nur noch einmal seine Hand!
O daß ich nur noch Abschied nehmen könnte!
Nur einmal noch zu sagen: O verzeiht!
Nur einmal noch zu hören: Geh, dir ist verziehn!
Allein ich hör' es nicht, ich hör' es nie —
Ich will ja gehn! Laßt mich nur Abschied nehmen,
Nur Abschied nehmen! Gebt, o gebt mir nur
Auf einen Augenblick die Gegenwart[1])
Zurück! Vielleicht genes' ich wieder. Nein,
Ich bin verstoßen, bin verbannt, ich habe
Mich selbst verbannt, ich werde diese Stimme
Nicht mehr vernehmen, diesem Blicke nicht,
Nicht mehr begegnen —

Den ersten Zuspruch Antonios hatte Tasso abgewiesen; jetzt ist seine Selbstbesinnung ein gut Stück fortgeschritten; der Schleier ist von seinen Augen gefallen, er sieht wieder — zum ersten Male seit dem 2. Akte — mit dauernd klarem Blicke um sich und erkennt die Dinge, wie sie sind. Er erkennt seine Verblendung und seine Schuld; nur um Verzeihung bitten, nur Abschied nehmen möchte er. Kaum wagt sich der Gedanke hervor: Vielleicht genes' ich wieder, sofort wird er auch erdrückt von der Wucht seiner Schuld und seines Leides.

---

[1]) d. h. eure Gegenwart, ihr dort Abreisenden.

Auch die nächste Rede Antonios erhebt sich in nichts über die Höhe des Gewöhnlichen, was man zu solcher Not zu sagen im stande ist:

Laß eines Mannes Stimme dich erinnern,
Der neben dir nicht ohne Rührung steht!
Du bist so elend nicht, als wie du glaubst.
Ermanne dich! Du gibst zu viel dir nach.

Tassos Antwort zeigt ihn wieder auf einer höheren Stufe der Selbstbesinnung angelangt:

Und bin ich denn so elend, wie ich scheine?
Bin ich so schwach, wie ich vor dir mich zeige?
Ist alles denn verloren? Hat der Schmerz,
Als schütterte der Boden, das Gebäude
In einen grausen Haufen Schutt verwandelt?
Ist kein Talent mehr übrig, tausendfältig
Mich zu zerstreun, zu unterstützen?
Ist alle Kraft erloschen, die sich sonst
In meinem Busen regte? Bin ich nichts,
Ganz nichts geworden?
Nein, es ist alles da! und ich bin nichts!
Ich bin mir selbst entwandt, sie[1]) ist es mir!

Nein, es ist alles da! Schon ist er sich seines Talents, das im Leid ihn stützen und zerstreuen kann, der Kraft, die sich sonst in seinem Busen regte, wieder bewußt; aber schwer ringt der Wille zum Leben sich ans Licht, noch vermag er das Leid nicht zu besiegen — ich bin nichts, ich bin mir selbst entwandt, sie ist es mir.

Zum letzten Mal greift Antonio ein, nur mit zwei Versen:

Und wenn du ganz dich zu verlieren scheinst,
Vergleiche dich! Erkenne, was du bist!

Die Verse können nicht anders verstanden werden, als: vergleiche dich mit andern Menschen, so wirst du erkennen, wieviel du durch deine Dichtergabe vor andern voraus hast. Kein Aus-

[1]) die Prinzessin.

leger hat diese Verse anders verstanden; der einzige, der sie nicht zu verstehen scheint, ist Tasso.

Ja, du erinnerst mich zur rechten Zeit! —
Hilft denn kein Beispiel der Geschichte mehr?
Stellt sich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt,
Damit ich mich mit ihm vergleichend fasse?
Nein, alles ist dahin!

Hat er wirklich Antonios Mahnung „vergleiche dich" verstanden: vergleiche deinen Fall mit andern Leidensfällen aus der Geschichte? Wie wunderlich und wie unnatürlich, daß ein Mensch in der tiefsten Herzenspein zu seinem Trost die Weltgeschichte nach einem noch schwerer Heimgesuchten fragt! Das hat Antonio natürlich nicht gemeint. Wie kommt Tasso auf diesen Gedanken? Und die Fassung der Worte „Hilft denn kein Beispiel der Geschichte mehr" scheint doch zu bedeuten: Bisher hat mir die Geschichte ähnliche Dienste geleistet, versagt sie sich mir jetzt? Dasselbe bedeuten die Worte: Nein, alles ist dahin. Was alles? es kann nur sein: alles, was mir die Geschichte sonst zu helfen und zu leisten pflegte, ist dahin; heute, in dieser Not bleibt sie mir stumm. Ich lasse die Frage, was diese wunderliche Abschweifung auf die Geschichte soll, noch unerledigt und fahre in und mit Tassos Worten fort:

Nur eines bleibt:
Die Träne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen;
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Nun hat der Ertrinkende festen Grund unter den Füßen; er weiß, was ihn retten kann, seine Dichtkunst; aber nicht in beliebiger Ausübung, sondern wenn er ihr das eigene Leid zum Gegenstand gibt und es in künstlerischer Gestalt aus sich herausgesetzt; es ist das persönliche, ureigene Rezept Goethes, das in den letzten vier Versen klassische Form gewonnen hat.

Jetzt zum ersten Mal ist auch Antonio mit ihm zufrieden; er tritt zu ihm und reicht ihm die Hand; Tasso aber steigt noch eine Stufe höher zur Genesung.

O edler Mann! Du stehest fest und still,
Ich scheine nur die sturmbewegte Welle.
Allein bedenk' und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die diesen Felsen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben.
Sie sendet ihren Sturm; die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und beugt sich schäumend über.
In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.

Schon nimmt er für seine bewegliche Wellen- und Dichternatur die Gleichberechtigung in Anspruch mit der Felsennatur des andern, der Dichter hat sich ganz wiedergefunden. Ich meine, die Entwickelung der Szene läßt keinen Zweifel übrig, was Goethe wollte. Das Leid, auch das selbstverschuldete, hat dem Dichter einen neuen Gegenstand für seine Kunst und damit zugleich neuen Lebensmut und -kraft gegeben. Aber verschuldet hat das Leid nicht der Dichter, sondern der Mensch; darf er erhobenen Hauptes, wie ein Sieger, davongehen? Goethe beugt dem Menschen das Haupt noch einmal tief darnieder. Wie Tasso auf seine äußere, menschliche, gesellschaftliche, wirtschaftliche Lage zum ersten Male wieder den klaren Blick richtet, da sinkt seine eben noch erhöhte Dichterstimmung hart ins Gegenteil zurück; er muß bekennen: ich habe Schiffbruch gelitten und bin nicht im stande, mit eigner Klugheit mein äußeres Leben neu zu gestalten; freilich in dem „ich schäme mich nicht mehr es zu bekennen" liegt doch auch ein Stück Selbstbewußtsein.

In dieser Woge spiegelte so schön
Die Sonne sich, es ruhten die Gestirne
An dieser Brust, die zärtlich sich bewegte.
Verschwunden ist der Glanz, entflohn die Ruhe. —
Ich kenne mich in der Gefahr nicht mehr,
Und schäme mich nicht mehr, es zu bekennen.
Zerbrochen ist das Steuer, und es kracht

Das Schiff an allen Seiten. Verstend reißt
Der Boden unter meinen Füßen auf!
Ich fasse dich mit beiden Armen an!
So klammert sich der Schiffer endlich noch
Am Felsen fest, an dem er scheitern sollte.

Er fleht Antonio um Rettung an aus der gegenwärtigen Not, um Ebnung der Wege, die ihn nun von Ferrara hinweg und in ein neues Dasein hinüberführen müssen, und die starke und zuverlässige Hand, die er in der seinen hält, verbürgt ihm und dem Zuschauer die Erfüllung seiner Bitte. Das Ziel aber der ganzen in der Szene enthaltenen psychologischen Entwickelung ist und bleibt jenes Wort: Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.

Seit Kuno Fischer[1]) dies als das dramatische Ziel weniger nachgewiesen als behauptet hat, haben ja wohl die meisten Erklärer es auch mit in ihre Erklärung aufgenommen, aber man kann sich noch nicht entwöhnen, aus dem Laufe des Dramas oder aus der letzten Szene noch allerhand andere gute Sachen herauszulesen und sie dem Helden als Bürgschaften für ein fortan besseres Glück auf seiner ferneren Lebensreise mitzugeben. Ich bestreite, daß Tasso und Antonio eine Freundschaft fürs Leben schließen[2]). Tassos Mißtrauen ist geschwunden, ja; aber auch Antonios Empfindungen gegen Tassos Wesen? Versöhnte Gegner sind doch auch noch keine Freunde. Seine Loslösung von Ferrara wird Antonio so schmerzlos wie möglich besorgen, aber dann, vielleicht schon morgen, trennen sie sich für immer; was hülfe da die Freundschaft? Auch beachte man, daß Antonio in der ganzen Szene und in dem, was noch folgen mag, doch nicht auf eignen Antrieb, sondern als Beauftragter des Herzogs handelt. Ich bestreite ferner, daß das Stück oder die letzte Szene eine sittliche Heilung Tassos von seiner maßlosen Leidenschaftlichkeit[3]) oder von seinem verkehrten Drang

---

[1]) Goethe-Schriften Bd. 3, Goethes Tasso S. 188—194.

[2]) So Düntzer, Goethes Tasso S. 56 und Fr. Kern, Goethes Torquato Tasso (1884) S. 11.

[3]) So Düntzer a. a. O. S. 47.

nach Taten- und Heldenruhm[1]) darstelle. Die Prinzessin sagt einmal,

Daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden kann,

und Alphons:

Über vieles kann
Der Mensch zum Herrn sich machen, seinen Sinn
Bezwinget kaum die Not und lange Zeit;

und hier sollte eine eingewurzelte Leidenschaftlichkeit in 5 Minuten — denn nach dem Ende des Wutausbruches in der letzten Szene verstreichen kaum so viel — geheilt sein? Und wo ist in der Szene überhaupt eine Äußerung, die diese Sinnesänderung oder einen Verzicht auf seine Träume von Heldenruhm andeutete? Nein, der Wutausbruch, den wir mit erleben, ist nicht sein erster und wird auch wohl nicht sein letzter sein; einen auffallenden Barometersturz zeigt seine Stimmung schon wieder in dem Bekenntnis seines Schiffbruchs; wer weiß, wohin ihn noch einst sein Mangel an Halt führen kann. Ich bestreite endlich, daß Tassos Trennung vom Hofe aufzufassen sei als eine heilsame Lösung aus einem für ihn ungesunden Boden[2]). Warum ungesund? Diese himmlisch reine Frühlings- und Bildungsluft, in der die edelsten, reinsten, liebevollsten Menschen sich bewegen? Hat sie nicht in Tasso eine große, vollendete Dichtung zur Reife gebracht? Daß ihm ein Bad im Strom der Welt nützlich sein werde, hat freilich der Herzog selbst gesagt, und er möchte es ihm gern verschaffen; aber natürlich ohne dauernde Losreißung von Ferrara; eine solche ist vor Tassos Vergehen durch nichts geboten. Oder macht Antonios kräftig männliche und doch gemäßigte Selbstsucht die Luft ungesund? Oder sollte Goethe die stille Anbetung, die Tasso der Prinzessin weiht, für ungesund halten? Denn daß sie nicht still bleibt, daran ist nicht Ferraras Luft schuld, sondern einzig und allein Tasso. Nein, daß er von Ferrara und der Geliebten hinweg muß, ist im Drama nicht sein Glück, sondern gerade das tiefe Leid, das der Dichter über ihn bringt, damit es ihn zu neuer Sangesweise errege. Nur dies Leid Tassos

---

[1]) So Kern a. a. O. 22.

[2]) So Kern a. a. O. Bielschowsky, Goethe I S. 485.

und sein Gedanke, durch dessen künstlerische Behandlung sich davon frei zu machen, ist das Ziel des Dramas. Keine sittliche, sondern eine künstlerische Entwickelung will Goethe uns zeigen.

Ich gehe noch einen Schritt weiter. Die künstlerische Entwickelung soll doch wohl aufwärts gehen; also muß der Künstler vorher auf einer in gewissem Sinne niedrigeren Kunststufe gestanden haben; und ich glaube in der Tat, daß es so aufzufassen ist. Die Gerusalemme liberata wird von dem Fürstenpaar mit einem Lorbeerkranze belohnt. Betrachten wir den Vorgang etwas näher. Die Bekränzung ist keine geplante, vorbereitete Feier, sondern eigentlich ein Zufall, eine freundliche Eingebung des Augenblicks. Zufällig ist gerade ein Lorbeerkranz zur Hand, als Tasso schüchtern seine Dichtung überreicht, und wie der Herzog um der mißtrauischen Menschenscheu Tassos willen vorher erklärt hat:

> Ich geb' ihm oft in Gegenwart von vielen
> Entschiedene Zeichen meiner Gunst,

so benutzt er auch diese Gelegenheit zu solchem Gunstbeweise. Der Kranz aber soll nicht, wie Antonio es später aufzufassen scheint, die Krone sein, die dem Hochverdienten, dem am Ziele Angelangten zu teil wird, es ist ein harmlos freundlicher Ausdruck des Beifalls und der Aufmunterung, der freilich an Wert gewinnt, weil er vom Haupte Vergils und aus der Hand des Fürsten kommt. Leonore begleitet ihn mit dem Rufe:

> Es lebe der zum ersten Mal Bekränzte!

und Alfons mit dem Wort:

> Es ist ein Vorbild nur von jener Krone,
> Die auf dem Kapitol dich zieren soll —

die Prinzessin fügt hinzu:

> Dort werden lautre Stimmen dich begrüßen,
> Mit leiser Lippe lohnt die Freundschaft hier;

— in der Tat ist der geschichtliche Tasso am Ende seines Lebens vom Papst zur feierlichen Krönung mit dem Dichterlorbeer auf dem Kapitol von Neapel nach Rom gerufen worden, aber vor der Feier gestorben. — Alle drei Personen also weisen bei der Be-

kränzung auf spätere, auf bedeutendere Kränze hin. Tasso selbst fühlt sich mit ungeheuchelter, rührender Bescheidenheit der Auszeichnung unwert.

O hebt ihn auf, ihr Götter, und verklärt
Ihn zwischen Wolken, daß er hoch und höher
Und unerreichbar schwebe! daß mein Leben
Nach diesem Ziel ein ewig Wandeln sei.

Wenn nun Antonio in der Streitszene sagt:

Es gibt leichte Kränze, Kränze gibt es
Von verschiedner Art; sie lassen sich
Oft im Spazierengehn bequem erreichen —

wenn er Tassos Kranz „zufälligen Putz" nennt, den man nicht für „wohlverdienten Schmuck" erachten dürfe, so ist es ja wenig schön, daß er das sagt, aber Wahrheit, meine ich, liegt drin. Leicht verdient ist der Kranz. Aus der immer offenen Vorratskammer der Geschichte ist der fremde Stoff bequem geholt; die von der Geschichte überlieferten und hinzugedichteten Personen konnten gestaltet werden nach den Vorbildern aus des Dichters täglichem Leben.

Was die Geschichte reicht, das Leben gibt,
Sein Busen nimmt es gleich und willig auf —

sagt Gräfin Leonore, und Tasso selbst:

Betrachtet' ich den Fleiß, den ich verwendet,
Sah ich die Züge meiner Feder an,
So konnt' ich sagen: Dieses Werk ist mein.
Doch seh ich näher an, was dieser Dichtung
Den innern Wert und ihre Würde gibt,
Erkenn' ich wohl, ich hab es nur von euch.

Der tatenlose Jüngling, nahm er wohl
Die Dichtung aus sich selbst? Die kluge Leitung
Des raschen Krieges, hat er die ersonnen?
Die Kunst der Waffen —
Des Feldherrn Klugheit und der Ritter Mut,
Hast du mir nicht, o kluger, tapfrer Fürst,
Das alles eingeflößt, als wärest du
Mein Genius?

Vollkommene Freiheit im Gebrauch der Zeit, Freiheit von Sorge und Störung gewährte ihm desselben Fürsten Gunst;

Du warst allein, der aus dem engen Leben
Zu einer schönen Freiheit mich erhob,
Der jede Sorge mir vom Haupte nahm,
Mir Freiheit gab, daß meine Seele sich
Zu mutigem Gesang entfalten konnte.
Und welchen Preis nun auch mein Werk erhält,
Euch dank' ich ihn, denn euch gehört es zu.

So konnte er sich in aller Behaglichkeit von seinem Genius die Hand führen lassen, und es ist wörtlich so, wie Antonio sagt, oft im Spazierengehen hat er gearbeitet und gedichtet. Das Werk, die geschichtliche Dichtung, so vollkommen sie gelungen sein mag, den Einsatz der eigenen, ganzen Persönlichkeit hat sie nicht gefordert; soll das mit ein Maßstab für die Beurteilung eines großen Verdienstes sein, so verdient allerdings Antonio die ihm in Aussicht gestellte Bürgerkrone, vom ersten Eichenlaub am schönsten Morgen geflochten, mehr und besser als Tasso seinen Lorbeerkranz. Als der Jüngling in die Zimmerhaft geschickt wird, gibt er mit dem Degen auch den Kranz ab.

Zu früh war mir das schönste Glück verliehen,
Und wird, als hätt' ich sein mich überhoben,
Mir nur zu bald geraubt.

Den Degen bekommt er selbstverständlich, obwohl nichts ausdrücklich vorgeschrieben ist, zugleich mit der Freiheit zurück; den Kranz erhält er nicht wieder, dieser hat für die Zwecke des Dramas seine Rolle ausgespielt.

Und nun lassen Sie uns noch einmal zu der Stelle in der Schlußszene des Stückes zurückkehren, wo die auffallende Gedankenwendung Tassos auf die Geschichte noch ihrer Erklärung harrt. In dem mit seinem Leid Ringenden ruft Antonio den Dichter wach, den gerade er so schwer gekränkt hatte:

Vergleiche dich! Erkenne, was du bist.

Tasso faßt sein Wort wie es gemeint war, aber doch tiefer: Ja, du erinnerst mich zur rechten Zeit! — nämlich, daß ich ein

Dichter bin. Unwillkürlich tastet die nun wachgerufene Seele in ihre gewohnte dichterische Vorratskammer, die Geschichte, ob dort nicht auch Trost im Leid zu finden sei.

Hilft hier kein Beispiel der Geschichte mehr?
Stellt sich kein edler Mann mir vor die Augen,
Der mehr gelitten, als ich jemals litt,
Damit ich mich mit ihm vergleichend fasse?

Vergebens! Die Geschichte sagt ihm heute nichts.

Nein, alles ist dahin! Nur eines bleibt,

als Mittel gegen den Schmerz: der Naturdrang, ihn in die Welt hinauszuschreien:

Die Träne hat uns die Natur verliehn,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen;
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.

Nun, denke ich, ist Tassos Gedankengang auf die Geschichte erklärt, erklärt auch, daß Goethe in dem Augenblick, wo er Tasso die neue Dichtungsstufe finden läßt, die alte noch einmal bezeichnet. Der Trost Suchende hat gefunden, denn seine Dichterseele hat — empfangen. Ein plötzlicher Lichtstrahl von oben hat mitten im Leid und aus dem Leid den Dichter mit einem neuen Schaffenskeim befruchtet. Heute erst hat er ein vollendetes Werk abgegeben, und schon regt sich in ihm neue Schöpferkraft.

Verbiete du dem Seidenwurm, zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt,

hatte er vor einer halben Stunde zum Herzog gesagt;

Wenn ich nicht sinnen oder dichten soll,
So ist das Leben mir kein Leben mehr.

Er erfährt dasselbe, was Goethe einst, ich glaube an Schiller, schreibt, ihm gehe es wie den guten Frauen, die, kaum daß sie eine Bürde los sind, sich auch schon wieder eine neue aufladen

lassen. Seine Dichtung aber wird fortan nicht aus der Fremde geholt, sondern aus der Tiefe der eignen Seele geschöpft, mit seinem Herzblut getränkt sein, von ihr wird er sagen können, wie Goethe von seinem Tasso: es ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein. Hat Goethe in seinem Tasso teilweise sich dargestellt, so hat er seinen Tasso zu einem Goethe sich entwickeln lassen; und sollte nun einst am Ziele der Bahn der kapitolinische Lorbeer sich auf Tassos Haupt senken, dann wird von diesem Lorbeer erst ganz das schmerz- wie ehrenreiche Wort gelten, das Goethe auch von seiner eignen Dichterkrone gesprochen hat:

Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheint,
Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glückes.

Der Dichter Tasso ist zu einem Dichter Goethe geworden, aber nicht der Mensch Tasso zu einem Menschen Goethe. Tassos menschliche Zukunft ist nicht von heller Sonne beschienen, sondern von einem dunkeln, zerrissenen Wolkenhimmel überhangen. Mit voller Absicht hat Goethe am Schluß seines Dramas im Zuschauer die ästhetische Wirkung von Tassos dichterischer Wiedererweckung aufgehoben durch die Wirkung seines letzten Notschreies aus dem Schiffbruch, und so entläßt er den Zuschauer in einer zwiespältigen Stimmung mit der bangen Frage: Was wird aus Tasso? Ist er gerettet? Für dies Mal ist er gerettet, ja dichterisch gewachsen: aber das Mißverhältnis in ihm zwischen Talent und Charakter ist unheilbar, und die daraus entspringende Disproportion, wie Goethe sagt, des Talents mit dem Leben wird weiter bestehen, und am fernen Horizont seiner Zukunft sehe ich ein dunkles Haus ragen; ich glaube, es ist das St. Annenhospital.

Über das

Alter einiger Schlagworte.

Von

Albert Sombert.

Richard M. Meyer hat durch seine Vierhundert Schlagworte (Sonderabdruck aus den Jahrbüchern für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Literatur und für Pädagogik. Leipzig bei B. G. Teubner 1900) die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf die Schlagworte gelenkt, und diese Anregung wirkt noch jetzt weiter. Zuerst sind Urteile hervorgetreten voll rückhaltloser Anerkennung für Meyers frische und anziehende Schrift, dann hat genauere Prüfung zu manchem Widerspruch gegen Meyers Behauptungen und zu mancher Berichtigung im einzelnen geführt; allmählich aber trat in solchen Besprechungen Meyer selbst und seine Schrift mehr in den Hintergrund, und anstatt der eigentlich beabsichtigten Buchanzeige erschien wohl eine freiere Abhandlung zu den Schlagworten überhaupt. Das läßt sich besonders über die Erörterungen sagen, die ich im 2. Bande der von Fr. Kluge herausgegebenen Zeitschrift für deutsche Wortforschung über Meyers Buch gegeben und dann im 3. Bande durch freiere Besprechung einer Anzahl von Schlagworten weitergeführt habe. Das Folgende will nun einfach als Fortsetzung, Bestätigung oder Berichtigung meiner früheren Mitteilungen über Schlagworte dienen, zugleich aber auch zur Mitarbeit auf demselben Felde anregen, das bei seiner Weite mehr als einem den genügenden Raum für ergiebige Tätigkeit bietet. Zu solcher Mitarbeit fordert ja schon die Wahrnehmung auf, daß im folgenden mehr als einmal darauf verzichtet werden mußte, die Entstehung eines Schlagwortes mit Sicherheit nachzuweisen. Der Gegenstand dieses Aufsatzes brachte es mit sich, daß bei einigen Erörterungen das Schlagwortartige der Wendungen hinter weiteren wortgeschichtlichen Mit-

teilungen etwas zurückgetreten ist. Da aber auch diese oft großer Teilnahme begegnen, so habe ich sie nicht unterdrücken wollen.

'Etwas auf den Altar des Vaterlandes niederlegen' scheint, wie in der Zeitschr. für d. Wortforschung 3, 160 hervorgehoben wurde, eine im Jahre 1813 üblicher gewordene Wendung zu sein. Die Schles. Zeitung vom 1. November 1813, S. 1997 schließt einen Bericht aus Schweidnitz über eine Feier der Leipziger Schlacht mit den Worten: 'Hierauf legte die Gesellschaft auf den Altar des Vaterlandes ein kleines Opfer der Dankbarkeit für die Sieger bei Leipzig nieder'. Karl Müchlers 'Gedichte, niedergelegt auf dem Altare des Vaterlands' werden im Morgenblatt vom 29. Dezember 1813, Nr. 311 angezeigt. Im Morgenblatt vom Jahre 1815, Nr. 32 haben wir die später uns so oft begegnende zusammenfassende Schilderung des in Preußen im Jahre 1813 sichtbaren vaterländischen Aufschwunges: 'Mit innigem Hochgefühle legten Tausende ihren kostbarsten Schmuck . . . auf den Altar des Vaterlandes; ja eine dieser Heldinnen opferte ihr schönes Haupthaar, weil es ihr an Gold und Edelstein gebrach'. Wenn Eichendorff, der doch selber unter Lützow am Befreiungskriege teilnahm, auf die ganze Wendung und auch die Lockenspenderin Hermine von Schmettau etwas spöttisch hinweist (Krieg den Philistern! 8, aus d. J. 1824), so glauben wir zu fühlen, wie in der nächsten Zeit nach den Befreiungskriegen die an sich gute Wendung zur abgedroschenen Redensart geworden war. Vorhanden war die Wendung ja schon längst. Vgl. aus d. J. 1778 die Schrift von Füßli: 'Ein Schärfgen auf den Altar des Vaterlandes gelegt'. Zur übertragenen Bedeutung des Wortes Altar bringt das DWb. nur Dankaltar (Günther) Hymens Altar und Altäre der Freundschaft (Gotter); seit wann man vom Altar des Vaterlandes geredet hat, bleibt noch zu finden.

Arbeitgeber und Arbeitnehmer habe ich in Kluges Zeitschrift 2, 58 gegen Richard Meyers allzu späte Ansätze als im Jahre 1848 geläufige Ausdrücke nachgewiesen. Aber sie sind nicht erst Gebilde dieses Jahres und gehören zur erheblichen Zahl derjenigen Worte und Wendungen, von denen man im Jahre 1848 nur eben mehr hörte und las als in den früheren stilleren Jahren. Vgl. Bruno Bauer, Vollständige Gesch. der Parteikämpfe in Deutsch-

land 3,24 (1847), wo aus der Rheinischen Zeitung vom 16. März 1843 (oder ein wenig früher) abgedruckt wird: 'Wir besitzen und arbeiten nur für dich, besitzen und arbeiten nur durch dich, du besitzest allein und bist unser Arbeitgeber'. Es muß einstweilen dahingestellt bleiben, ob die Arbeitgeber und Arbeitnehmer eine Nachbildung der Wörter Gesetzgeber und Gesetznehmer sind. Dies letztere wird von Hildebrand im DWb. nur durch eine Stelle Börnes aus d. J. 1822 belegt, und man könnte leicht glauben, hier nur eine Neubildung des gern witzelnden Schriftstellers zu haben. Indes steht das Wort schon früher in Hippels Kreuz- und Querzügen des Ritters A—Z 2, 447 (Bieler Ausg. vom J. 1795), übrigens wie bei Börne im Spiel der Gegensätze, nachdem eben die positive 'Gesetzgebung' genannt worden ist: 'Jetzt wird ein Gesetzbuch aus dem andern gemacht, und die Stände (der nähere Ausschuß der Gesetznehmer) im monarchischen Staat bestehen selbst mit Recht darauf, daß ihnen ihre alten Rechte nicht genommen werden'.

Die Beamtenhierarchie wurde in der Zeitschrift für d. Wortforschung 3, 166 aus dem J. 1824 (Görres) nachgewiesen; etwas früher finden wir sie auch bei dem Freiherrn vom Stein in dem Briefe an Dr. Schulz in Hamm vom 19. Dezember 1822: 'Unser ökonomisch-politisch-technologisch-populierendes System, durch eine zentralisierende Beamtenhierarchie angewandt, frißt sich selbst auf, wie Saturnus seine Kinder'.

Die catilinarischen Existenzen sind als Bismarckischer Ausdruck aus d. J. 1862 allbekannt. Möglich wäre aber, daß bei Bismarck eine weit frühere Wendung V. A. Hubers nachgeklungen hat, die wir in dessen Janus 1, 24 (1845) lesen: 'Wer wäre so blind, daß er nicht — abgesehen von allem Großen jener römischen Catilinarier — die gemeinsten, schmutzigsten Elemente catilinarischen Treibens weit und breit in unsern europäischen, ja zum Teil auch in den deutschen Zuständen zu erkennen vermöchte'? Bismarck, der bekanntlich recht viel las, wird sicher mit den Schriften eines Mannes bekannt gewesen sein, der schon im Jahre 1841 'Über die Elemente, die Möglichkeit oder Notwendigkeit einer konservativen Partei in Deutschland' geschrieben hatte und nach seiner Berufung an die Berliner Universität seine Zeitschrift

Janus (1845—1848) durchweg der Ausbreitung und Verfechtung volksfreundlich konservativer Grundsätze dienstbar machte. Das Neue an Bismarcks Ausdruck ist hier doch wesentlich die Anwendung der Bezeichnung catilinarisch auf Erscheinungen der Gegenwart, und darin geht ihm Huber vorauf. Später hingegen erinnert Huber selbst augenscheinlich an Bismarcks Ausdruck. Vgl. Hubers Ausgewählte sozialpolit. Schriften, in freier Bearbeitung hsg. von Munding, S. 694: 'Die schwerste Verantwortlichkeit fällt auf solche "problematische" oder "catilinarische" Persönlichkeiten, die einer höheren Bildung oder Verbildung die Möglichkeit eines gewissen Einflusses . . . verdanken'.

Für das viel angeführte 'Volk der Dichter und Denker' bringt auch die neueste Auflage der Geflügelten Worte keine wörtliche Vorlage, sondern aus Bulwer 'a race of thinkers and of critics' und aus Frau von Stael 'la patrie de la pensée'. Man darf darum wohl auf Saul Aschers Germanomanie 18 (1815) hinweisen, wo es heißt: 'die Denker und Dichter, welche Deutschlands Kultur im 18. Jahrhundert auf eine hohe Stufe der Bildung emporgehoben'.

Deutschland über alles! als Schlag- und Fahnenwort ist allerdings durch Hoffmanns Lied aus d. J. 1841 allmählich in die weitesten Kreise getragen worden; eine sehr ähnliche Fassung wie bei Hoffmann findet sich aber schon im Morgenblatt 1815, Nr. 153, S. 612, wo aus den Freimütigen Blättern für Deutschland von Friedr. von Cölln angeführt wird: 'Deutschland über alle, wenn es einig ist und sein will'. Man vergl. auch die Schrift: 'Preußen über alles, wenn es will. Von einem Preußen, Germanien 1817'.

'Nur nicht drängeln'! ist ohne Zweifel in seiner eigentlichen Bedeutung ein schon recht alter Berliner Ruf, wenn etwa in dichter Volksmenge einige aus Übermut, aus Schaulust oder auch vor Angst ein die Glieder oder das Leben der Versammelten bedrohendes Drängen begannen. Zu einem eigentlichen Schlagworte wurde es im Spätherbst 1858. Wilhelm als Prinz-Regent von Preußen sagte am 8. November 1858 in seiner Ansprache an die neuernannten Minister: 'Vor allem warne ich vor der stereotypen Phrase, daß die Regierung sich fort und fort treiben lassen müsse, liberale Ideen zu entwickeln'. Mit Recht

bemerkt hierzu G. Kaufmann, Polit. Gesch. Deutschlands im 19. Jahrh. 492: 'Man gab die Parole aus "nur nicht drängen" oder mit dem Berliner Tone "nur nicht drängeln, nur nicht drängeln"'. Wer mit reger Teilnahme an öffentlichen Dingen die Zeit von 1859—1861 in Berlin verlebt hat, wird dies auf das Parteiwesen übertragene 'Nur nicht drängeln!' als sehr beliebtes damaliges Schlagwort kennen.

Man kann 'Druckerschwärze und Papier' zur Bezeichnung der Presse als ein durch Bismarck beflügeltes Wort anerkennen (Büchm. [21]623); doch haben wir schon 1805 in Jean Pauls Freiheitsbüchlein 24 (Hempel) sehr ähnliche geringschätzige Wendungen: 'Dieselben . . Gesetze, auf welche sich z. B. der liberale preußische Staat bei den Lesern der Druckschwärze verläßt, setzt jeder als illiberal Verschrieene bei den Lesern der Tinte voraus'.

Inneres Düppel ist nach Büchmann ein in der Nordd. Allg. Zeitung vom 30. September 1864 zuerst gebrauchter Ausdruck. Das mag sein; vorgearbeitet aber hat der Wendung Lassalle in seiner Ronsdorfer Rede vom 22. Mai 1864. Vgl. Lassalles Reden und Schriften, hsg. v. E. Blum, Bd. 2, 332: 'daß ich nur der erste, nicht aber der einzige gewesen bin, der die Fahne vorangetragen hat gegen die Düppeler Schanzen der preußischen Fortschrittspartei'.

Das Wort Emporkömmling wird von Campe (1800) auf Posselt und auf Wächter zurückgeführt. Wie es in den achtziger Jahren des 18. Jahrh. als unschöne Neuerung empfunden und abgelehnt wurde, zeigt die Berliner Monatsschrift vom November 1787, S. 397, wo ein Kanzleisekretär Brandes sich wegen des von ihm in einer Abhandlung gebrauchten Fremdworts 'Parvenu' entschuldigt: 'Man verzeihe das französische Wort. Emporkömmling für Parvenu klingt zu gezwungen und ist nur von Einem Schriftsteller gebraucht worden'. Ebd. 424: 'der unerträglich drückende Stolz so vieler Parvenus'. Ob mit dem im ersten Beispiele angedeuteten Einen Schriftsteller Posselt oder Wächter gemeint ist, vermag ich nicht zu sagen. Es scheint aber das Bedenken gegen das Wort Emporkömmling auch bei den Herausgebern der Berlin. Monatsschrift (Gedike und Biester) gewaltet zu haben, da sie sonst wohl ihre abweichende Meinung kund getan

hätten. Wenn Meyer in seinen Vierhundert Schlagwörtern mitteilt, daß er vor einem Einblick in die Beiträge zur deutschen Sprachkunde (1794 u. 1796) gedacht habe, Emporkömmling sei ein erst in der Zeit Napoleons III üblich gewordenes Wort: so liegt diesem Irrtum insofern etwas Richtiges zu Grunde, als Napoleon III sich selbst einen Emporkömmling genannt hat. Vgl. Volksblatt f. Stadt u. Land vom 15. Nov. 1854, Nr. 91: 'Den Wunsch des Emporkömmlings (da er sich selbst so nennt, so würde selbst Herr Polizeipräsident von Hinkeldey keine Verletzung "befreundeter Mächte" darin erblicken, wenn wir ihn so nennen) — der Wunsch des Emporkömmlings, durch irgend eine Verbindung aus der unangenehmen Isoliertheit herauszukommen.'

Zu den Fanatikern der Ruhe, die Rich. Meyer aus dem November d. Jahres 1848 (Kladderadatsch Nr. 27) beibringt, gehören auch die Fanatiker der Furcht, die wir schon im Anfange des Monats Mai 1848 bei Wolff, Berliner Revolutionschronik 2, 464 verzeichnet finden. Im 'politischen Klubb' entrüstet man sich am 4. Mai d. J. über ein anscheinend freiheitfeindliches Abreißen von Maueranschlägen, und nach Wolff a. a. O. erscheint einige Tage später in den Zeitungen eine also beginnende Erklärung: 'Das Abreißen der Zettel ist eine Bevormundung des Publikums. Kaum ist der Censor begraben, so treten zahllose Fanatiker der Furcht auf und versehen dem Volke gegenüber sein Amt'. Also diese Wendung ist im Anfang des Monats Mai 1848 geläufig. Vorher hatte sich von Thadden-Trieglaff schon in gleichen Ausdrücken bewegt. In einem die Unterschrift vom 13. April 1848 tragenden, aber erst am 6. Mai in der Nr. 37 des Volksbl. für St. u. L. erschienenen Aufsatze sagt er dort Sp. 538: 'Ich bin nicht so von dem Fanatismus der Ruhe und Furcht besessen, daß ich um jeden Preis nur die Ruhe und Ordnung will'. Die Redaktion des Volksblatts greift Thaddens Ausdruck sogleich auf und bemerkt Sp. 543: 'Wir würden es tief beklagen, wenn auch unsere jetzigen Minister von jenem 'Fanatismus der Ruhe' sich hätten anstecken lassen, der jetzt überall, auf Kosten aller moralischen und rechtlichen Grundsätze, grassiert'. Daß ähnliche Ausdrücke schon früher gebraucht worden sind, habe ich in Kluges Zeitschrift 3, 174 u. 175 nachgewiesen. Man vergl. auch Jak. Venedeys Be-

merkung in der Wage 2, 47 (1848): 'Wir entsinnen uns, daß es nach der Julirevolution in Paris eine Partei gab, die man mit dem Namen bezeichnete: les furieux de la modération'. Den Ausdruck Verstandesfanatism, von mir bei Kluge 3, 175 aus Görres belegt, hat dieser auch später, so im Athanasius [4]107 (1838): 'Jene grimme Eiskälte, wie sie auf den Höhen, in der geistigen Leere der Verneinung, zu einem erstarrenden Verstandesfanatism sich entwickelt'. Ebd. 156 Verstandeswütrich: 'Darum hat die Vorsehung eben die Verstandeswütriche, den Hunden der Adrastea vergleichbar, in den neueren Zeiten unter die Völker ausgesendet'. Gutzkow endlich stellt in den Säkularbildern 2, 92 (1846) dem Fanatismus des Lasters den Fanatismus der Tugend gegenüber.

Wenn wir unter der Fortschrittspartei allgemein die seit dem 9. Juni 1861 bestimmt zusammengeschlossene Partei des preußischen Abgeordnetenhauses verstehen, die als solche bis zum März 1884, dann bis zum Mai 1893 als Deutsche Freisinnige Partei bestanden hat und seitdem Freisinnige Volkspartei heißt: so ist doch natürlich der Ausdruck selbst älter. Vergl. Volksbl. f. St. u. L. vom 25. Okt. 1854, Nr. 85, S. 1245: Alexander von Bach war schon vormärzlich eines der Häupter der "Fortschrittspartei", welche der Revolution von 1848 nach Kräften vorarbeitete.' Durch die Häkchen wird das Wort schon als ein vor 1848 vorhandenes bezeichnet, wohl einfach herübergenommen aus dem französischen parti du progrès; vgl. im Complément du Dict. de l'Ac. 832[c] (1843): 'être partisan du progrès'. Im DWb fehlt jede Auskunft über Fortschrittspartei, und Sanders übergeht das Wort ganz. Schließlich wäre hier an den Fortschritt in Wasserstiefeln zu erinnern, die etwa seit einem Dutzend Jahre öfters auftauchende spöttische Bezeichnung des Führers der Freisinnigen Volkspartei. Sie scheint auf bestimmte Muster zurückzugehen, sei es nun auf den 'spitzfindigen Hamlet in Transtiefeln' (Freytag, Soll und Haben [3]82,184), sei es auf das jetzt freilich längst verschollene 'Guckkastenlied vom großen Hecker', in dem es heißt:

'Wasserstiefeln, dicke Sohlen,
Säbel trägt er und Pistolen'.

Zum Gefühlspolitiker habe ich in Kluges Zeitschrift 3,176 einen Beleg aus P. Pfizers Vaterland (1845) angeführt, ohne die Stelle näher zu bezeichnen. Sie steht bei Pfizer S. 207. Erwähnt seien hier auch, weil im DWb übergangen, Gefühlsglaube und gefühlsgläubig, Gefühlstheologe und Gefühlstheologie. Belege bei W. Menzel, Deutsche Literatur ^{2}1,189 (1835): 'der von Spener beförderte Gefühlsglaube'; ebd. ^{2}1,210: 'Die Supranaturalisten teilten sich in Buchstabengläubige und Gefühlsgläubige, Orthodoxe und Pietisten'. Ebd. ^{2}1,211: Im vorigen Jahrhundert herrschte noch zu sehr der Rationalismus und der Buchstabenglaube vor, als daß die Gefühlstheologen innerhalb der Kirche große Fortschritte gemacht hätten'. Diese Wörter werden aufgekommen sein, seitdem Schleiermacher in den Reden über Religion nachdrücklich auf das Gefühl als den eigentlichen Sitz der Religion hingewiesen hatte; vorher aber geht schon der gleichbedeutende Ausdruck Empfindungstheologie. Vgl. Herder, Humanitätsbriefe 7,38: 'eine mystische Empfindungstheologie'.

Seit wann führt man mit Selbstgefälligkeit die deutsche Gemütlichkeit im Munde? Das DWb bringt eine Stelle aus Hegner (1818), in der die Gemütlichkeit bei dem Deutschen gefunden wird. Den bestimmten Ausdruck hat Saul Ascher, Germanomanie 26 (1815): 'So geschah es, daß Deutschland, deutsches Volk, deutsche Sitte und deutsche Gemütlichkeit von ihnen als das Höchste und Würdigste aufgestellt ward'. Die Wendung erscheint hier also schon als bekannt.

Gesellschaftswissenschaft wird von Hildebrand im DWb bloß als Übersetzung von sociologie angeführt, bei Sanders erst im Ergänzungswörterbuch (1883) aus dem 36. Jahrgang der Wiener Presse belegt. Die von Hildebrand verzeichnete Übersetzung des französischen Wortes sociologie haben wir wiederholt neben 'sozialer Wissenschaft' in den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts, und zwar als neuen, der hervorhebenden Häkchen bedürftigen Ausdruck. Vgl. Bruno Bauer, die bürgerliche Revolution in Deutschland 77 (1849): 'die Herren von der sozialen Wissenschaft; ebd.: 'die Begründer der sozialen Wissenschaft'; dann 77: 'In der Tat war die deutsche "Gesellschafts-Wissenschaft" nur ein einzelnes Erzeugnis der großen bürgerlichen

Bewegung'; ebd. 79: 'Wie mußte ferner der Bürger lächeln, wenn die Meister der "Gesellschaftswissenschaft" sich anstrengten, ihm die Konkurrenz zu verleiden!' Das deutsche Wort Gesellschaftswissenschaft geht wohl auf Lor. Stein zurück (1842), scheint aber seit längerer Zeit wieder durch die weniger schwer klingende Soziologie zurückgedrängt, die ja von A. Comte herrührt.

Der gesunde Volksegoismus ist nach Venedeys Wage 6,41 (1849) eine Redeblüte Wilhelm Jordans aus der Paulskirche: '"Gesunder Volksegoismus", das ist die Antwort, und die einzige, die uns, die wir "Gerechtigkeit" für Polen fordern, entgegengesetzt wird. Das Wort wurde in der Paulskirche zuerst von einem Manne ausgesprochen, der über Nacht aus einem der keckesten Stürmer gegen die Minister zu einem ministeriellen Marinerat umschlug'. Dann wiederholt Venedey den Ausdruck, wechselnd mit "Gesunder Egoismus", noch vielmal, ja der ganze Aufsatz, Wage 6,31—40 mit der Überschrift 'Das letzte Wort in der Polenfrage', ist ein zorniger Einspruch gegen den "gesunden Volksegoismus". Ebenso vorher in der Wage 4,22: 'Da sprach eine kecke, frevelnde Stimme . . . von "gesundem Volksegoismus"'. Man sieht hier den bemerkenswerten Unterschied zwischen dem in weiter Entfernung von den Polen aufgewachsenen warmherzigen und für Völkerbeglückung schwärmenden Rheinländer Jak. Venedey und dem polenkundigen Insterburger Wilh. Jordan.

Großstaaterei, ein nicht zu besonderem Leben gekommener Ausdruck, bildet mehr einen sprachlichen als einen sachlichen Gegensatz zu dem häufigen Worte Kleinstaaterei; denn die Großstaaterei bedeutet den Versuch kleiner Staaten, sich das Ansehen von großen zu geben ('Großmachtskitzel'). Vgl Pfizer, Das Vaterland 167 (1845): 'Es gilt zu zeigen, daß man das Übel, an dem Deutschland krankt, Großstaaterei in kleinen Staaten und Verhältnissen, nicht von den Höfen oder Kabinetten auf die Kammern übertragen will'.

Der Hecht im Karpfenteich ist als viel wiederholte Wendung Heinrich Leos aus dem Volksblatt für Stadt und Land anerkannt, wo er Napoleon den Dritten den seiner Meinung nach allzu ruheseligen Regierungen und Völkern Europas gegenüberstellt und ihn gleichsam als einen in den stehenden europäischen Teich von der

Vorsehung gesetzten Hecht bezeichnet. Die der Wendung Leos zu Grunde liegende Erfahrung der Fischzüchter oder Teichwirte ist natürlich schon Jahrhunderte alt und wird auch früh ihren entsprechenden Ausdruck gefunden haben. Man findet den Gedanken in aller Breite vorgeführt bei Görres, Charakteristiken und Kritiken 52 (1804): 'In dem seichten Gewässer hockten in aller Behaglichkeit die deutschen Karpfen und saßen fest auf dem Grunde und rührten sich nicht und fraßen Schlamm und wurden fett dabei. Es mußten welche von mehr tätiger, selbständiger Natur, aus dem Hechtgeschlechte aufstehen und unter sie fahren und sie aus dem Moder heraustreiben, wenn sie genießbar werden sollten'. Leo hat in seiner bilderreichen Sprechweise manche Ähnlichkeit mit Görres und kannte sicher dessen Schriften ganz genau; so könnte ihm wohl diese Stelle die Anregung zu seinem Hecht im Karpfenteich gegeben haben.

Heldenkönig, im DWb lediglich verzeichnet, ist ein gewöhnliches Beiwort Wilhelms I und wird nur seit dem Jahre 1871 zurückgedrängt durch den Heldenkaiser. Der Empfindung des Volkes entspricht auch die Anwendung des Wortes Heldenkönig auf Wilhelm I viel mehr als auf Friedrich Wilhelm III, der ja schon vorher in manchen Kreisen so bezeichnet wurde. So sagt im Vereinigten Landtage am 18. Juni 1847 der Fürst Lichnowsky: 'Das ständige Prinzip, das von unserem heimgegangenen Heldenkönig festgestellt worden ist'. In der Kreuzzeitung vom 24. Dezember 1858 (Zuschauer) lesen wir: 'Das eiserne Kreuz, das "der Heldenkönig aus unserer großen Zeit" am Geburtstage der heimgegangenen Königen . . . stiftete'. Die in Häkchen gesetzten Worte scheinen auf eine damals bekanntere Wendung, vielleicht aus einer Rede Friedrich Wilhelms IV, hinzuweisen.

'Hunde sind wir ja doch!', sagte angeblich einer der hannöverschen Beamten, der nach Ernst Augusts Staatsstreich in dumpfer Willfährigkeit eine Ergebenheitserklärung für den König unterschrieb. Treitschke, Deutsche Geschichte 4, 669: 'Ich unterschreibe alles, sagte einer verzweifelnd, Hunde sind wir ja doch'! Das Wort kam auch einmal im Reichstage zur Verwendung, um zu bezeichnen, daß gegenüber Bismarcks festem und hartem Willen die Selbständigkeit der Entschließung schwer zu wahren sei.

Bei dem Hinweise auf die innere Mission (Kluges Zeitschrift 3, 182) hätte auch der inneren Kolonisation gedacht werden sollen, die V. A. Huber seit den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts mit allem Nachdruck zu empfehlen suchte. In einem Aufsatze in der Hengstenbergischen Evangelischen Kirchenzeitung vom 25. November 1845, Nr. 95, Sp. 944 erwähnt Huber die innere Kolonisation als sein altes Lieblingsziel: 'Es sei uns gestattet, auch hier unser ceterum ceterumque censeo vernehmen zu lassen: 'Wirtschafts-Assoziation und innere Kolonisation'. Hiermit deutet er wohl auf die Stelle eines Aufsatzes im Janus 1,75 (1845): 'Je erfreulicher wir uns aber die Entwickelung von organischen Assoziationen der arbeitenden Klassen denken — zumal in der ohne allen Zweifel fruchtbarsten Form der inneren Kolonisation — desto unabweisbarer drängt sich uns das Bedürfnis tüchtiger Leute zur Leitung, Wahrung und Handhabung der gemeinsamen Interessen solcher Verbindungen auf'.

Über das Kainszeichen gehen Hildebrand im DWb und Heyne stillschweigend hinweg. Sanders verweist auf das 'Kainszeichen des Eidbruchs' durch Anführung einer Stelle der Berliner Volkszeitung. Gemeint ist natürlich der unberechtigte Vorwurf, den Professor Gneist am 5. Mai 1865 dem Kriegsminister von Roon entgegenschleuderte: 'Diese Reorganisation, mit dem Kainszeichen des Eidbruches an der Stirne'. Diese Äußerung wurde lange Zeit mit Behagen oder mit Entrüstung wiederholt und gab dem Worte 'Kainszeichen' selbst eine häufigere Verwendung. Vorhanden waren ja ähnliche übertragene Ausdrücke längst. So bringt Hoffmann (1871) schon aus Hölderlin:

'Und sahst das Kainszeichen nur
Des Sklavensinns und roher Lust'.

Mehr in spöttischem Sinne gebraucht es Menzel, Deutsche Lit.² 4, 12 (1836) mit Beziehung auf J. H. Voß, Bürger, Moritz, Schilling, Schubart, Seume: 'an denen bei aller Sehnsucht nach Freiheit und bei allem Trotz gegen das Schicksal doch das Kainszeichen der Banausität und spießbürgerlichen Unbehülflichkeit auf der Stirn haften blieb'.

Den Kalauer als billigen (meist gewagten Wort-) Witz übergehen Hildebrand im DWb. und Heyne, Sanders bringt ihn erst aus dem Ende der sechziger Jahre. Alten Brandenburgern ist der Ausdruck schon seit funfzig Jahren aus Berlin oder überhaupt aus der Mark geläufig; doch bringt ihn die Kreuzzeitung vom 30. Okt 1858 (Nr. 254, Zuschauer) noch in Häkchen: 'Der "Kalauer", daß die Württemberger Rennen auf den Hund gekommen sind' [Anspielung auf ein Hundewettrennen zu Ludwigsburg].

Daß der Kamaschendienst von Joh. H. Voß auf Görres zurückgeführt wird, ist in Kluges Zeitschr. 3, 311 berichtet worden, doch zugleich mit dem Zweifel, ob Görres das Wort wirklich erfunden habe. Über den ältesten Beleg aus Görres (1814) führt uns Friedr. v. Cölln in seinen Vertrauten Briefen 1, 112 (1807) hinaus: 'Krieg mußte entstehen, um so viele alte Krüppel und Friedensgenerale zu entfernen, die nur in den Kamaschendienst eingeweiht waren und mit einem martialischen Gesicht in der Garnison die Parole auszugeben verstanden'. In der Zeitung für die elegante Welt vom 14. Juni 1806, Nr. 71, Sp. 573 scheint darüber gespottet zu werden, daß die Kamaschen in die bürgerliche Tracht aufgenommen wurden: 'aus dem jetzt mehr herrschend werdenden Kamaschendienst unserer Elegants'. Das Wort Kamaschendienst wird hier offenbar schon als geläufig vorausgesetzt und witzelnd in einen etwas andern Sinn gezwängt. Wo sich das Wort zuerst findet, bleibt noch festzustellen; man vermutet es leicht in den Schriften von Ad. Heinr. Dietr. von Bülow. Der gleichbedeutende Stiefelettendienst erscheint bei Friedr. v. Cölln, Vertr. Briefe 6, 72 (1809): 'Ein Teil der Offiziere, der an dem Stiefelettendienst gar keinen Geschmack fand, tat gar nichts für seine militärische Bildung'.

Karte Waldeck war eine meiner Erinnerung nach meist in herabsetzendem Sinne gebrauchte Bezeichnung der preußischen Verfassung. G. Eberty, Waldeck, ein Lebensbild, Berlin O. J. [1867] S. 21 redet davon, wie Waldeck im Juni 1848 zum Vorsitzenden des Verfassungsausschusses gewählt wurde, und fährt dann fort: 'Das Werk, welches er mit der Kommission zu Stande brachte, wird von den Gegnern zum Hohn, seinen Freunden zur Genugtuung, von beiden aber mit Recht die Charte Waldeck genannt'.

Kaufmann in der Polit. Gesch. Deutschlands 392 führt die Charte Waldeck aus einer Gerlachschen Rundschau vom 1. Dez. 1850 an. Heute ist der Ausdruck längst verklungen und darum auch mit Recht in Büchmanns Geflügelten Worten übergangen; er gehört eben nicht zu den von Ippel im Vorwort zu der neuesten Auflage des Buches nach Alexandre (Le musée de la conversation, Paris 1897) genannten 'mots qui restent'.

Rich. Meyer in seinen Vierhundert Schlagworten bringt den von Hildebrand im DWb. nur als 'neues Wort' verzeichneten und ohne Beleg gelassenen Kastengeist nebst andern Zusammensetzungen mit Kaste aus Dierickes Schrift über den preußischen Adel (1817), wo diese Wörter 'Lieblingsausdrücke einiger unserer gallsüchtigen Zeitschriftsteller' genannt werden. Diericke hat hierbei unter andern gewiß auch Friedr. von Cölln im Sinne gehabt, der in seinen Vertrauten Briefen 6, 59 (1809) schreibt: 'Scheint es nicht, als wenn die gemachten traurigen Erfahrungen den Kastengeist des Militärs herabgestimmt hätten? Vgl. auch das Morgenblatt f. geb. Stände vom 3. April 1815, S. 316[a] in einem Briefe aus Breslau: 'Das Talent wird nicht unterstützt, der jämmerliche Kastengeist zerstört alles kühne Emporstreben'. Ebd. S. 396[a], ebenfalls aus Breslau: 'Ein beengender Kastengeist drückt uns nieder, und jeder freut sich allein, ohne das Ganze zu berücksichtigen, ohne an die Nachwelt zu denken'. Ebd. vom 25. März 1815, S. 288[b]: 'man sollte nicht durch finisch-steife Abstufungen einer grellen Kastensonderung neue Kräfte geben'.

Kommunismus erscheint für Gutzkow im Jahre 1844 (Aus der Zeit und dem Leben 383) noch neu: 'Man hat diese Partie des Buches [Dies Buch gehört dem Könige, von Bettina von Arnim] communistisch genannt. Man höre, was es enthält, und erstaune über dies sonderbare Neuwort: Communismus. Ist die heißeste, glühendste Menschenliebe Communismus, dann steht zu erwarten, daß der Communismus viele Anhänger finden wird'. Im Herbste des J. 1842 war L. Steins 'Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs' erschienen. Communisme und communiste, socialisme und socialiste werden als neue Wörter erst 1878 in das Dict. de l'Ac. aufgenommen.

Konjekturalpolitik und Konjekturalpolitiker hört man wohl als tadelnde Bismarckische Ausdrücke bezeichnen. Vgl. darum Radowitz, Gespräche aus der Gegenwart [4] 195 (1851, 1. Aufl. 1846): 'Dergleichen ist ja dem Konjekturalpolitiker, vulgo politischen Kannengießer, stets gestattet'.

Das Korps der Rache, bekannt als Bezeichnung der Lützowschen Freischar, ist seit langer Zeit zu einem scherzhaft verwendeten Ausdruck herabgesunken. Wenn bei Büchmann übrigens gesagt wird, daß Lützow seiner Heeresabteilung den Namen Schar der Rache gegeben habe, daß aber gewöhnlich zitiert werde 'Korps der Rache', so könnte man leicht denken, daß diese Bezeichnung sich erst längere Zeit nach dem J. 1813 gebildet habe. Doch lesen wir schon in der Schles. Zeitung vom 6. Nov. 1813, S. 2032[a]: 'Das Korps der Rache, eine Bezeichnung des Lützowschen Korps, wurde in den französischen Blättern nun schon dreimal vernichtet'. Ob das Korps der Rache oder die Schar der Rache die ältere Bezeichnung der Lützower gewesen ist, weiß ich nicht zu sagen. Das in dieser Verbindung uns geläufigere Korps entscheidet die Frage nicht. Es lebte damals in dem preußischen Heere vielfach ein deutschtümlicher Zug, und da auch Jahn der Lützowschen Freischar angehörte, so wird man leicht schließen, daß er als grundsätzlicher Feind der Fremdwörter nicht gern von einem Korps der Rache geredet, vielmehr nach Kräften dahin gearbeitet habe, die Schar der Rache als Bezeichnung des kleinen Heerhaufens durchzusetzen. Die dienstliche Bezeichnung war übrigens das Königlich Preußische Freikorps; Jahn selbst schreibt bald Lützower Schar (Wke. 2, 866), bald Lützowsches Freikorps, bald abkürzend: die Lützower.

Die Krönung des Gebäudes lernen wir bei Büchmann [21] 324 als Übersetzung der von Camille Jordan im J. 1802 gebrauchten Wendung le couronnement de l'édifice kennen. Daß diese aber erst seit einem Erlaß Napoleons III aus d. J. 1867 zum Schlagwort auf staats- und verfassungsrechtlichem Gebiete geworden sei, muß billig bezweifelt werden. Vgl. P. Pfizer, Briefe zweier Deutschen 151 (1831): 'Besonders liegt dem Schluß und Gipfel, womit unsre Zeit .... in Ermangelung der allein wirksamen religiösen Sanktion, das konstitutionelle Gebäude krönt,

nämlich dem Dogma vom Monarchen, der weder fehlen noch irren kann, nicht weil er das Organ des göttlichen Willens auf Erden ist, sondern weil man willkürlich übereingekommen ist, ihn dafür gelten zu lassen, keine wahrhaft erhebende und großartige Idee zu Grunde'. Die Ausdrucksweise Pfizers macht es wahrscheinlich, daß er hier mit einem auch in Deutschland schon geläufigen Schlagworte arbeitet, das sich vielleicht bei den Erörterungen über die Verfassungen süddeutscher Staaten eingebürgert hat.

Zu den Bemerkungen über die Kümmeltürken in Kluges Zeitschr. 3, 316 habe ich nichts Wesentliches hinzuzufügen. Der Kümmeltürke ist eben der aus der Umgegend der Universitätsstadt oder auch aus dieser selbst stammende Student; geschwankt wird nur darüber, ob der Ausdruck ein vorzugsweise im Saalkreise um Halle bodenständiges oder auch auf andern Universitäten vorkommendes Gewächs bezeichnet. Zu den reichlichen Belegen bei Sanders I u. II sei hier noch je einer für die engere und die weitere Bedeutung des Wortes gefügt. In beiden wird bei dem Kümmeltürken ein etwas gedrücktes und philisterlich zahmes Wesen vorausgesetzt. Gutzkow, Mosaik 205 schreibt aus Halle (1842): 'Die Studenten waren in die Ferien gezogen, die Besatzung manövrierte bei Erfurt, die Kümmeltürken machen keinen Lärm; man kann sich also denken, wie still ich Halle fand'. Venedey, Südliches Frankreich 1, 348 (1846): 'Die Mehrzahl aller hier [in Toulouse] lebenden Studenten sind, was wir zu meiner Zeit Kümmeltürken nannten. Das heißt Söhne der Umgegend, die kein Frühstück und Abendbrot zu kaufen brauchten, weil die Frau Mutter Schinken, Wurst, Geräuchertes und Kümmelbrot mit dem Marktkarren schicken kann. Beliebt's dem Herrn Vater einen Spaziergang zu machen, so kann er zwischen Frühstück und Nachtessen den Herrn Sohn besuchen und sich nach seinem Befinden und nach seiner Aufführung erkundigen'.

Das eherne Lohngesetz ist oft als Schlagwort Lassalles bezeichnet worden. Vgl. Hubers Schriften, hrg. von Munding, S. 704 (Aus Hubers Schrift: Staatshilfe, Selbsthilfe und Sparen, 1868): 'Die sozialdemokratische Bewegung beruft sich bekanntlich im wesentlichen auf ein von Lassalle erfundenes oder entdecktes "ehernes Gesetz", wonach unter den gegenwärtigen sozialen

und volkswirtschaftlichen Verhältnissen es dem Arbeiter unbedingt unmöglich sein soll, mit seiner Arbeit mehr zu verdienen, als er zur notdürftigsten Erhaltung seiner Lebens- und Leibeskräfte bedarf'. In der Anm. 31 auf S. 1115 weist dann Munding darauf hin, wie das sogenannte eherne Lohngesetz weder von Lassalle entdeckt, noch als unabänderlich hingestellt worden ist. Diesen Anspruch erhebt ja auch Lassalle nicht. Er sagt allerdings (Reden u. Schriften, hsg. v. E. Blum 2,35) in der am 16. April 1863 über die Arbeiterfrage gehaltenen Rede, daß er das 'eherne ökonomische Gesetz' in einer bestimmten Weise 'formuliert' habe; aber er erkennt anderswo willig als den Vater des Gedankens und des Ausdrucks Ricardo an (Vgl. Reden u. Schriften 2,62 u. sonst.).

Mit dem Magus im Norden oder dem M. des Nordens bezeichnete sich allerdings, seitdem Jak. Möser die Wendung im J. 1762 aufgebracht hatte, zuerst Hamann, und ihn versteht man nach wie vor unter diesem Stichwort. Wieland hingegen wendet es im Teutschen Merkur vom J. 1799, 5. Stück, S. 72 in der Form Magus aus Norden auch auf Kant an: 'Der philosophische Zauberpalast, den der große Magus aus Norden ἐκ μὴ φαινομένων hervorgehen ließ'.

Da die moralischen Eroberungen Preußens auch in der neuesten Auflage von Büchmanns Geflügelten Worten (1903) noch auf die bekannte Ansprache des Prinz-Regenten vom 8. Nov. 1858 zurückgeführt werden, so mögen hier aus der Zeitschr. f. deutsche Wortforschung 3,320 die Belege wiederholt werden, aus denen hervorgeht, daß die Redewendung schon vor dem J. 1848 mit der Kraft eines Schlagworts auftritt: 'Der Zollverein, diese große moralische Eroberung des deutschen Geistes'. Aus der Rede des Fürsten Lichnowsky im Vereinigten Landtage am 17. Mai 1847, abgedr. bei Haym, Reden und Redner des Vereinigten Landtages 18—22. 'Die einzige rechtmäßige und für Preußen mögliche Eroberung Deutschlands ist die Macht der Freiheit und der Nationalität'. P. Pfizer, Das Vaterland 307 (1845). 'Die Entschädigung Preußens durch eine moralische Gebietserweiterung im deutschen Staatsorganismus'. Gutzkow, Vor- und Nachmärzliches 118 (1848). Dazu wäre etwa folgende Stelle aus Jak. Venedeys Wage 4, 17 (Ende 1848) zu fügen: 'Unter erobern kann

jetzt in Preußen nicht mehr eine Beraubung der Nachbarn zu verstehen sein, und die Vergrößerung muß in etwas anderem bestehen, als in einem Länderzuwachs. Um zu bestehen, bedarf Preußen jetzt nur der moralischen Eroberung der öffentlichen Meinung in der Vergrößerung seines Einflusses auf Deutschland'.

Zu den moralischen Eroberungen steht in herbem Gegensatze das häufig gehörte Wort Mußpreußen, mit dem sich bekanntlich in der Provinz Sachsen wie am Rhein so manches Jahrzehnt diejenigen bezeichnet haben, die ihre Einverleibung in den preußischen Staat durch die Bestimmungen des Wiener Kongresses mit Unwillen empfanden. Gegen Rich. Meyer, der in seinen Schlagworten von einer nach 1866 bemerkbaren Neubelebung des 'vielleicht schon älteren' Wortes Mußpreußen redet, habe ich in Kluges Zeitschrift 2, 265 behauptet, daß mir das Wort schon in den funfziger Jahren in der Provinz Sachsen begegnet sei, doch fehlte mir ein bestimmter Beleg. Vgl. darum Jak. Venedey, Preußen und das Preußentum 202 (1839): 'Es wird noch lange dauern, ehe sich die neuen Provinzen . . . nicht mehr — Mußpreußen nennen werden'. Der Ausdruck tritt, wie man sieht, bei Venedey hier als längst eingebürgert auf.

Bei dem Mut einer Meinung als einem Ausdruck Humboldts aus d. J. 1842 ist mir in Kluges Zeitschr. 3, 321 das Versehen begegnet, Gabr. Rießer in Hamburg als den ersten in die Berliner Akademie der Wissenschaften aufgenommenen jüdischen Gelehrten zu bezeichnen, während doch in der von mir angeführten Stelle (Br. Bauer, Gesch. der Parteikämpfe in Deutschland 1, 57) richtig Dr. Ries genannt wird. Natürlich erwuchs der Mut der Meinung bald zum Schlagwort und wurde dann selbstverständlich auch höhnend gebraucht. Vergl. Br. Bauer a. a. O. 3, 222 (1847): 'Vierzig Köthener Bürger, die wirklich den "Mut einer Meinung" hatten, machten öffentlich bekannt, daß usw.'.

Die neue Ära ist natürlich ein im eigentlichen Sinne in der Zeitrechnung und dann auch im übertragenen Sinne längst übliches Wort gewesen, wurde aber seit dem November 1858 eine bis zum Überdrusse gehörte Bezeichnung für die damals durch Berufung neuer Minister in Preußen geänderten Verhältnisse der inneren Politik. Meine ältesten Belege für diese Verwendung des Wortes

gehen auf die Berliner Volkszeitung zurück. Lassalle, Reden u. Schr. 1, 146: 'In dem "Neuen Ära-Schwindel", einer Erfindung unserer liberalen Zeitungen und der Volkszeitung vor allen'.

Die nobeln Passionen, für die in Kluges Zeitschrift 3, 322 nur auf die Polit. Wochenstube von Prutz (1844) und auf das Dict. de l'Ac. vom J. 1835 verwiesen werden konnte, sind doch schon im 18. Jahrhundert als Schlagwort verwendet worden. In einer Erörterung über die Zahmheit des deutschen Lustspiels und Schauspiels von Gellert und Weiße bis Iffland lesen wir im Morgenblatt vom J. 1808, Nr. 101, S. 402[a]: 'Höchstens blieb ihr (der deutschen Thalia) die Lächerlichkeit der gemeinen Sphäre übrig; die Lächerlichkeiten der höheren Stände waren zu ernsthaft, oder es war auch zu waglich, sie auf die Bühne zu bringen. Die Nobeln Passionen machten allerdings Sensation, allein es konnte nur bei einzelnen Versuchen der Art bleiben'. Als die 'Nobeln Passionen' Ayrenhoffs den Namen eines Lustspiels bilden konnten (1769), mußte der Ausdruck schon geläufig sein.

Die Organisation der Arbeit tritt uns in Erörterungen über die Verbesserung der Gesellschaftsordnung schon in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts entgegen, so in dem der Unterschrift nach aus dem Mai 1839 herrührenden Aufsatz von V. Considérant, in Übersetzung abgedruckt in dem Anhang zu Steins Socialismus und Communismus des heutigen Frankreichs, S. 205—221 (1842). Vgl. dort S. 219 fg.: 'Die Theorie, die wir aufgestellt haben, wendet sich an die Intelligenz und fordert sie auf, ein Problem zu lösen, und noch dazu ein sehr friedliches Problem. Es ist das der Organisation der Arbeit, oder, richtiger gesagt, der Organisation der Industrie'. Ebd. 221: 'Das Prinzip des Rechts auf die Arbeit kann offenbar nur fruchtbar gemacht werden durch eine wenigstens teilweise Lösung des Problems der Organisation der Arbeit'. L. Stein a. a. O. S. 340 führt die Organisation der Arbeit auf Louis Blanc zurück: 'Das ist das Wort, das Louis Blanc in diesem ihm eigentümlichen Sinne zuerst ausgesprochen hat, und mit dem er sich seine Stelle in der sozialen Bewegung erwarb'. Blanc veröffentlichte sein Buch 'Organisation du Travail' im J. 1840, muß aber, wenn Stein mit seiner Angabe recht hat, den Ausdruck, den wir vorhin bei

V. Considérant im Mai 1839 fanden, schon in früheren Schriften gebraucht haben. Die Wendung kehrt häufig wieder bei V. A. Huber, dessen Streben sich ja so bestimmt auf Organisation und Association richtete. Vgl. Janus 1845, S. 72: 'wo die Organisation der Arbeit als Frage der Zeit ein um so freieres Feld hat, je kümmerlicher es um eine Antwort sowohl theoretisch als praktisch aussieht'. Ebd. 'die beste Organisation der arbeitsfähigen und arbeitswilligen Massen'. Vgl. auch Br. Bauer, Gesch. der Parteikämpfe 3, 26, wo über die Zeit von 1842 und 1843 bemerkt wird: 'Die Verbesserung der Lage der Proletarier wurde jetzt ein stehendes Thema der öffentlichen Blätter, und "Organisation der Arbeit" das Stichwort, welches die Freunde der Gerechtigkeit und Menschheit vereinigte'.

Philosophie der Tat nannte sich eine Abhandlung des ziemlich verschrobenen Moses Heß, die wir im J. 1843 in Herweghs Einundzwanzig Bogen aus der Schweiz abgedruckt finden. Br. Bauer in der Gesch. der Parteikämpfe 3, 33 nennt Heß noch ausdrücklich als den Entdecker der "Philosophie der Tat", fühlt also noch die Wendung als lebendiges Schlagwort; später aber ist dies so gut wie verschollen, hat sich also nicht als flügelstarkes Wort bewährt.

Eine vielleicht in Berlin entstandene Redensart gibt wohl Eichendorff wieder, wenn er Krieg den Philistern! 185 (1824) dem Kritikus beim Anblicke der Philister die zornigen Worte in den Mund legt:

'Ha, hab ich euch! Raus aus der Weltgeschichte!
Wer nicht das Leben faßt, hat auch kein Recht drauf.'

Der hier ausgesprochene Gedanke klang in etwas andrer Fassung im J. 1866 bei den Einverleibungen wieder, die der brave norddeutsche Musketier, darin mit seinem Könige sehr einig, in viel größerem Umfange erwartete und mit der damals im Heere und später auch im Volke umgehenden Redensart begehrte: 'Run von de Landkarte'!

Die rettende Tat wird übereinstimmend auf Dahlmann zurückgeführt, doch recht verschieden beurteilt. In Büchmanns Gefl. Worten [21]591 finden wir den Hinweis darauf, daß Treitschke im J. 1864 in seinem Aufsatze über Dahlmann mit Beziehung auf die Entwickelung der Frankfurter Nationalversammlung gesagt

habe: 'Kein Geringerer als Dahlmann hat das unselige Wort "Rettende Tat" erfunden'. Haym hingegen, Die deutsche Nationalvers. von den Septemberereignissen bis zur Kaiserwahl S. 40 (1849) sagt: 'Wir waren eingetreten für dasjenige, was unser Dahlmann mit einem großen und einfachen Wort das "Recht der rettenden Tat" genannt'.

Scharfmacher, Scharfmacherei, Scharfmacherpresse werden seit einigen Jahren, vorzugsweise in sozialdemokratischen Zeitungen, gern als Schlagworte gebraucht, seitdem verlautete, daß der inzwischen verstorbene Freiherr von Stumm auf Halberg sich vermessen hätte, den Kaiser gegen diese oder jene Partei 'scharf zu machen'. Auch die Grenzboten verschmähen solche Ausdrücke nicht. Vgl. Nr. 17 vom 23. April 1903, S. 240: 'die plumpe Scharfmacherei gegen alles, was zur sozialen Hebung der Arbeitermassen gefordert wird und geschieht'.

Schätzbares Material sehen wir bei Büchmann ([21]581) aus dem J. 1831 als 'damals neue Bezeichnung' unter die Geflügelten Worte eingereiht und in der Mehrheitsform Schätzbare Materialien noch ausdrücklich aus d. J. 1851 belegt. Diese letztere Wendung zunächst scheint doch schon recht lange vorher gemeinüblich zu sein. Vergl. aus einer Buchanzeige im Teutschen Merkur, 3. Vierteljahr 1782, S. 296: 'Einige von den Verfassern haben durch vieljährige Reisen Gelegenheit gehabt, schätzbare Materialien zu sammeln.' Voß in d. Antisymbolik 2, 100 erzählt, wie Fr. A. Wolf beabsichtigte, die Textgestaltung in Heynes Ilias zu beurteilen, und fährt dann fort: 'Hierin durch Umstände gestört, sandte Wolf doch schätzbare Materie, die Eichstädt zum eigenen Bau mitverarbeitete oder geschickt einpaßte'.

Das Schaumspritzen jugendlicher Freiheit wird bei Büchmann als eine Redeblume des in der Bewegung des Jahres 1848 stark hervortretenden Assessors Jung aus der Sitzung der preußischen Nationalversammlung vom 14. Juni 1848 verzeichnet. Aber der amtliche stenographische Bericht über diese Sitzung S. 197[b] gibt Jungs Worte in folgender Fassung: 'Bei einer Bewegung müssen diejenigen, welche berufen sind, ein Amt zu verwalten, auch ein Herz für die Bewegung haben; sie müssen dem Sturme zujauchzen und sich von den Wellen der Bewegung treiben

lassen; dann können sie etwas ausrichten. Wenn man aber sofort bei jeder kleinen Störung, weil die Wellen uns ins Gesicht spritzen, den Mut verliert und Gesetze geben will . . . , dann verliert man die Macht, in der Bewegung etwas zu vermögen.' Am Tage dieser Sitzung erfolgte der schmachvolle sogenannte Zeughaussturm, und mit Beziehung auf diesen erklärte dann nach Wolff, Berliner Revol.-Chronik 3,288 der Oberstleutnant von Griesheim als Vertreter des Kriegsministers in der Nat.-Vers. vom 17. Juni: 'Nur etwa 25 Minuten ist diese Zerstörungs- und Plünderungswut tätig gewesen; aber dieses Schaumspritzen der aufgeregten Wellen kostet dem Staate 50000 Taler, der Armee die Bewaffnung mehrerer Bataillone.' Danach erscheint das Schaumspritzen der Freiheit als ein erst allmählich geschliffener Ausdruck. Sein geistiger Urheber bleibt allerdings Jung, aber das Schaumspritzen erfand entweder der Oberstleutnant von Griesheim oder irgendwer vor ihm zwischen dem 14. und 17. Juni 1848. Dann wurde die Wendung gern bitter oder höhnend auf Ausschreitungen der Demokratie angewendet, selbst auf ein so unmenschliches Verbrechen wie die Ermordung des Fürsten Lichnowsky und des Generals von Auerswald durch den Frankfurter Pöbel. Der Zuschauer der ersten Jahrgänge der Kreuzzeitung dürfte hierfür manchen Beleg bieten. Bismarck braucht am 15. April 1850 im Erfurter Parlament den Ausdruck für die Märzbewegung überhaupt 'Die Geister derer, welche glaubten in dem ersten Schaumspritzen der Märzwellen ein Element zu sehen, in dem sie zu schwimmen vorzugsweise befähigt wären.' [Wiederholt aus Kluges Zeitschrift 3,330].

Mit 'Semiramis des Nordens' hat nach Büchmann [21] 568 fg. zuerst Friedrich der Große im Jahre 1745 die russische Kaiserin Elisabet in einem Schreiben angeredet; später habe Voltaire diese Bezeichnung auf Katharina II. angewandt. Wir haben aber von Voltaire ein entweder noch in das Jahr 1744 oder spätestens in den Anfang des Jahres 1745 gehörendes Gedicht, mit dem er die Übersendung seiner Henriade an Elisabet begleitete. Dies Gedicht beginnt: 'Sémiramis du Nord, auguste impératrice
Et digne fille de Ninus.'
Voltaire also hat den Ausdruck schon selber, und zwar eher als Friedrich, auf Elisabet angewandt. Weil ihm nun die stattliche

Wendung gefiel, ließ er sie nicht umkommen und gebrauchte sie später auch in der Anrede an Katharina. Übrigens ist Sémiramis du Nord nur die weibliche Form für Salomon du Nord, womit Voltaire, wie auch bei Büchmann zu lesen ist, den König Friedrich schon 1740 in der Ode zu dessen Thronbesteigung begrüßte. Den ganzen Alexandriner füllt dann später die Anrede: 'O Salomon du Nord, o philosophe roi,' das deutliche Vorbild für die Schmeichelei an Elisabet.

Souveränität wird hinsichtlich seiner Verwendung in deutscher Rede von den Wörterbüchern nicht genau behandelt. Für das Französische allerdings weisen Hatzfeld und Darmesteter das Wort in der Form Suvrainetet schon aus dem 12. Jahrhundert nach; für das Deutsche aber bietet nur Weigand einen bis zum Jahre 1694 hinaufreichenden Beleg. Daß aber das Wort schon früh im 17. Jahrhundert vorhanden gewesen sein muß, schließt man aus Philander 6,643 (Frankfurt 1646 bei Schönwetter): 'Als im Jahre 1608 ins Gravenhaag man sich viel monat vber in mühsame tractaten eingelassen, vnd der König zugleich mit den Ertzhertzogen sich erklärt, wie sie bereit weren auf die Souverainität der vereinigten Provintzen in Ewigkeit zu verzeihen.' Denn hier scheint doch das Wort Souverainität nicht erst dem Berichterstatter, sondern schon den Vertragschließenden zu gehören. Vergl. auch Stettlers Chronik 2,212b, (1626): 'Es were zwar diese Herrschaft Colombier der Stadt Bern vmb einen leydenlichen Pfenning zugefallen. Es wusten aber etliche das Wörtlein Souverainitet oder Obere Herligkeit, so die Grafschafft Newenburg darauff suchen wollte, so zierlich außzustreichen, daß auch wider viler verständiger Leute meinung man ein solche gelegenheit weder betrachten noch annemmen kondte.' Es handelt sich hier um das Jahr 1563, und hier ist in einer Verhandlung mit Bern das Wort Souveränität schon gebraucht und, wie wir aus Stettlers bedauernden Worten schließen dürfen, in parteiischer Weise erklärt worden. Hiernach müßte dann Oncken in seiner Geschichte der Nationalökonomie 1,142 (1902) noch ergänzt werden. Denn Oncken scheint anzunehmen, daß erst Jean Bodin den Ausdruck Souveränität durch sein Werk De la République im Jahre 1576 im staatsrechtlichen Sinne geläufig gemacht habe: 'Der Zentralpunkt, um den sich

seine Lehre dreht, ist der Begriff der Souveränetät (souveraineté), welchen Ausdruck er in die Staatslehre einführt.'

Seit wann sind die Ausdrücke Sozialpolitik und sozialpolitisch aufgekommen? Vielleicht durch Lor. Stein. Vergl. dessen Sozialismus und Communismus des heutigen Frankreichs 288 (1842): 'die Gestalt der, um sie so zu nennen, sozialpolitischen Gewalten'.

Strafbaiern ist die bekannte Bezeichnung der bairischen Truppen, die nach dem Abkommen zu Olmütz (1850) im Namen und Auftrage des deutschen Bundes in Kurhessen einrückten und den insbesondere durch Verfechtung der Verfassung des Jahres 1831 bei dem Kurfürsten mißliebig gewordenen Bürgern zur Strafe in die Häuser gelegt wurden. Es wurde damals viel von der Grobheit, Ungeschlachtheit und Unflätigkeit dieser Strafbaiern geredet, auch wohl gefabelt.

Seit wann redet man von Überproduktion? Sie ist in ihrer bedrohlichen Gestalt hauptsächlich erst ein Erzeugnis des 19. Jahrhunderts, und das Wort selbst wird auch wohl nicht früher gebildet sein. Sanders bringt es zuerst aus den Volkswirtschaftlichen Blättern von Mor. Wiggers (seit 1861), doch braucht es der Fürst Lichnowsky in der Sitzung des Vereinigten preußischen Landtages vom 17. Mai 1847 schon als ein allgemein bekanntes: 'eine solche Überproduktion, daß weder Arbeitgeber noch Arbeitnehmer dabei bestehen konnten'. Der Freiherr vom Stein gebraucht überproduziert in seinem Briefe an Dr. Schulz in Hamm, vom 19. Dezember 1822: 'wir sind übervölkert, haben überfabriziert, überproduziert, sind überfüttert' usw. Das Wort überproduziert ist ungewöhnlich und scheint erst nach dem Hauptwort Überproduktion gebildet worden zu sein; demnach wird dies wohl in die frühe Zeit des 19. Jahrhunderts gehören.

Die demagogischen Umtriebe sind seit 1819 und 1820 ein Schlag- und Fahnenwort wie nur eins und wurden auch bald als solches empfunden. Vergl., wenn auch erst aus etwas späterer Zeit, Schütz, Rasierspiegel für die deutschen Universitäten 179 (1830): 'Die preußische Regierung sah sich nach einem Mittel um, die Nichterfüllung ihrer Versprechungen [einer Verfassung] wenigstens scheinbar zu rechtfertigen, und hierzu gaben ihr jene Bewegungen

unter ihren Studierenden, die sie mit dem ganz neuen kriminalistischen Kunstausdruck "demagogische Umtriebe" stempelte, die erwünschteste Gelegenheit'. Ebenso wiederholend Seite 179: 'die mit dem neuen kriminalistischen Kunstwort betitelten demagogischen Umtriebe.' Die erste amtliche Bezeichnung der Sache scheint allerdings 'revolutionäre Umtriebe' zu lauten. Vergl. Schütz ebd. 165: 'Endlich ward das Publikum durch die im 15. und den folgenden Stücken der preußischen Staatszeitung (Februar 1820) enthaltenen "aktenmäßigen Nachrichten über die revolutionären Umtriebe in Deutschland" aufgeklärt'. Der Ausdruck wurde, weil der Eifer und die Strenge der Regierungen vielen übertrieben erschien, allmählich verspottet, so schon durch Verwendung der Einzahl Umtrieb, die bisher nur aus dem geschäftlichen, insbesondere aus dem forstwirtschaftlichen Verkehr bekannt war. Vergl. in der Vorrede zum 3. Bande der Pücklerschen Briefe eines Verstorbenen Seite XXIII (1831): 'Ich habe Herrn Franckh [den Verleger der Briefe] im Verdacht, irgend etwas Geheimes, vielleicht etwas Mystisches .. dabei in petto gehabt zu haben — vielleicht gar einen gefährlichen Umtrieb'. Vergl. noch in Treitschkes Deutscher Geschichte 3,344: 'Der erste demagogische "Umtrieb", womit Hörmanns [eines Angebers] Erzählung begann, war ein Brief Schleiermachers an Raumer, geschrieben nach der Schlacht bei Jena'. Es war natürlich, daß viele, die durch die nun folgenden Untersuchungen und Verfolgungen bedroht oder betroffen wurden, im Gefühl ihrer Unschuld den Vorwurf der Umtriebe gegen die vielgenannte Mainzer Zentral-Untersuchungs-Kommission oder gegen die Machthaber überhaupt wandten. So schreibt Arndt an Schleiermacher am 14. Oktober 1820 bei Meisner und Geerds, Ernst Mor. Arndt, ein Lebensbild in Briefen, Seite 231: 'Seit dem Aachener Kongresse hat es ja in einem fort Umtriebe auf mich gehagelt, und das große Schroot mag nach dem kleinen Gegraupel, wie sie in Thüringen sagen, noch nachkommen'. Als er dann, wegen 'politischer Umtriebe' seines Amtes enthoben, vor eine Untersuchung wegen 'revolutionärer Umtriebe' gestellt ist, klingen seine Worte, wenn auch voll Gottvertrauens bei dem Gefühle seiner Unschuld, doch ernster und bitterer (Brief vom 21. November 1820): 'Und es ist bei allen Umtrieben, die ich nie gemacht habe, sondern

die man jetzt gegen mich macht, noch Einer mit dabei, der mir bisher mit heiler Ehre geholfen hat und auch wohl weiter helfen wird'. Er hat aber kurz vorher, wo er schon die Verfolgung nahen spürt, noch behagliche Laune genug mit dem Ausdruck Umtriebe zu spielen. Vergl. aus dem Briefe vom 14. Oktober 1820: 'Ich bin gesund genug mitten in dieser umtreibischen Zeit'. Desgl. in einem Briefe an Schleiermacher vom 15. November 1820: 'Unsere andern Umtriebe sind leidlich gut. Mein herumgetriebener Ältester ist wieder da. Der kleine Herumtreiber [der zweijährige Sohn] ist fast den ausgeschlagenen Tag draußen'.

Zum Worte Völkerfrühling wird in Büchmanns Gefl. Worten gut auf Hölderlins Frühling der Völker aus dem Jahre 1797 hingewiesen, wenn auch der im Juli 1830 als Schlagwort hervortretende Ausdruck sicher nicht auf Hölderlin fußt. Die weitere Vermutung bei Büchmann, daß die bekannte Stelle in Heines Atta Troll aus dem Jahre 1847 ('des Völkerfrühlings kolossale Maienkäfer') sich an das Wort Völkerfrühling in einer Flugschrift des Jahres 1831 anschließe, muß ich bezweifeln, da Heine gewiß den Völkerfrühling aus dem Jahre 1830 selbst kannte. Gubitz in seinen Erlebnissen 3,144 behauptet ja ganz bestimmt: 'Verehrern des neuen Völkerfrühlings, um uns des seit Juli 1830 geläufigen Worts zu bedienen, kann eine so positive Größe [Göthe] so wenig behagen als usw.'. Börne in den Briefen aus Paris vom 26. Dezember 1830, Ges. Schriften 5,78 (herausgegeben von A. Klaar) scheint das Wort, ohne daß er es nennt, doch vorauszusetzen: 'Meine Träume von Frankreichs Freiheit sind nun auch dahin. In der Politik ist weder Sommer noch Winter; es ist der erbärmlichste Revolutionsfrühling, der mir je vorgekommen'. Nichts war dann natürlicher, als daß das Schlagwort aus dem Jahre 1830 aufs neue auf die Bewegungen des Jahres 1848 angewandt wurde, zumal da diese wenigstens bei uns im wirklichen Frühling des Jahres ihren Anfang nahmen. Vergl. Vilmar, Theologie der Thatsachen wider die Theologie der Rhetorik [3]40 (1856): 'Manche der Rhetoren — die Besten unter ihnen — haben erst im Jahre des Völkerfrühlings, 1848, das Lachen, aber gründlich, verlernt'. Ebenso sind die im Zuschauer der Kreuzzeitung vom 30. Oktober 1858 genannten 'Barrikaden-

helden des Völkerfrühlings' nach dem Zusammenhange die auf und an den Berliner Barrikaden Gefallenen.

Völkerschlacht oder Große Völkerschlacht, die feststehende Bezeichnung der Schlacht bei Leipzig, findet sich in Wörterbüchern zuerst bei Heyse, also wenig vor der Mitte des 19. Jahrhunderts; dann bringt es Sanders aus Steffens (Malcolm, erschienen 1831), bei Hoffmann und bei Mor. Heyne wird es übergangen. Die späte und spärliche Anführung des Wortes ist um so auffallender, als es doch schon in und seit den Befreiungskriegen weite Verbreitung gefunden hat. York in seinem denkwürdigen Abschiedswort an das 1. preußische Armeekorps, Arlon den 7. Juli 1814, gebraucht das Wort als ein schon jedem Soldaten verständliches — denn jeder Soldat des 1. Korps bekam die Ansprache gedruckt, um sie als Erinnerung an die eigenen Erlebnisse und an den gefürchteten und bewunderten Führer im Tornister heimzutragen —: 'die Völkerschlacht, durch die in den Ebenen von Leipzig Deutschlands Freiheit errungen wurde, sie ward von Euch Soldaten des 1. Korps siegreich eröffnet'. Etwa gleichzeitig erscheint eine kleine Flugschrift bei Friedr. Arnold Brockhaus 1814 unter dem Namen 'Moskauer Kanonen-Säule oder der Siegesobelisk', und hier heißt es Seite 7: 'Sollte auf dem erhabensten Punkte der Völkerschlacht bei Leipzig, die uns allen Heil und Erlösung brachte, nicht auch einmal, wo nicht eine Sieges- und Triumphsäule, doch eine einfache Spitzsäule, ein Obelisk mit passender Inschrift . . . errichtet werden können'? Noch früher, Leipzig im November 1813, finden wir eine kurze Veröffentlichung unter dem Namen 'Auch eine Ansicht von der Völkerschlacht bei Leipzig nebst Grundstrichen zur Beurtheilung des ganzen Feldzuges'. In einem Schriftchen, genannt 'Plan und Erklärung der großen Schlacht bei Leipzig', ebenfalls aus dem November 1813, wird die Bezeichnung bereits sachgemäß begründet: 'Die Schlacht welche bei Leipzig im Oktober 1813 vorfiel, gehört unstreitig unter die merkwürdigsten, welche die Weltgeschichte aufzuweisen hat. Sie führt den Namen einer Völkerschlacht mit Recht; denn es standen fast alle Völker Europas und eines Teils von Asien auf dem Kampfplatz'. In der Schlesischen Zeitung vom 27. Oktober 1813, Nr. 120, S. 1952 heißt es: 'Aus dem großen Hauptquartier der Verbündeten erhalten wir soeben nachstehenden "offiziellen

Neunten Armeebericht, Leipzig, d. 19. Oktober 1813", und am Schlusse dieses Armeeberichts lesen wir: 'So hat die viertägige Völkerschlacht vor Leipzig das Schicksal der Welt entschieden'. Damit haben wir die Völkerschlacht in der Sprache des sachlichen, dienstlichen Berichts, ehe etwa der 'dichtende Volksgeist' und die 'begeisterte Siegesfreude des Volkes' — die ja am 19. Oktober in Deutschland außer im Heere der Verbündeten überhaupt noch nicht vorhanden war — den so passenden Beinamen für die Schlacht finden konnte. Wer aber hat den Generalstabsbericht verfaßt? Im August 1813 wurde hiermit der Oberst von Müffling beauftragt. S. Müffling, Aus meinem Leben, 74 ff. (Berlin 1881): 'Der König war mit der ruhigen Darstellung der von mir herausgegebenen Broschüre über den Feldzug von 1813 bis zum Waffenstillstande zufrieden und übertrug mir den Entwurf solcher Berichte für die Schlesische Armee ... Er bestimmte, daß meine vom General en chef genehmigten Entwürfe aus dessen Hauptquartier unmittelbar an die preußischen Hauptzeitungen gesandt werden sollten'. Wir haben daher schon in Müffling den Urheber des Ausdrucks Völkerschlacht zu sehen, insoweit dieser mit der Kraft eines Schlagworts grade die Leipziger Schlacht bezeichnet. Diese Annahme findet, wie mir Herr Dr. Robert Fr. Arnold in Wien freundlich mitgeteilt hat, ihre Bestätigung durch H. Steffens, der sich im Jahre 1813 im Gefolge des Kronprinzen von Schweden befand und so Gelegenheit hatte, von bevorzugtem Platze aus Menschen und Dinge jener Tage im einzelnen genau zu beobachten und zuverlässig zu zeichnen. In seiner Lebensbeschreibung ('Was ich erlebte') 7,295 f. schildert er uns den Eindruck, den am 16. Oktober 1813 das Heranfluten der kampfbereiten verbündeten Heere auf ihn wie auf andre im Hauptquartier machte: 'Immer kamen neue Scharen im Osten zum Vorschein und verschwanden die Vordersten im fernen Westen, während der Zug sich ununterbrochen fortbewegte. Man konnte glauben, ein wanderndes Volk zu erblicken. So mochten zur Zeit der Völkerwanderung die germanischen Stämme erschienen sein, als sie die deutschen Gaue überschwemmten. Der Anblick ergriff uns alle mit großer Gewalt. Lange blieben wir voll Erstaunen stehen, ihn zu genießen. Hier war es, wo Müffling der be-

vorstehenden Schlacht den Namen gab: er nannte sie die große Völkerschlacht; diese Bezeichnung hat sich erhalten, ja, sie ist geschichtlich geworden'. Dies erzählt Steffens freilich erst einige Jahrzehnte später; aber wir haben keine Veranlassung, seiner Schilderung einer so wichtigen Stunde mit Mißtrauen zu begegnen: seine Angabe stimmt ja auch vortrefflich mit dem amtlichen neunten Schlachtbericht vom 19. Oktober und mit jener Anordnung des Königs, die dem Obersten von Müffling die Abfassung dieser Berichte übertrug. Wir haben also hier die eigentümliche Erscheinung, daß das nun schon nahezu 90 Jahre in unverfallener Kraft fortlebende Schlag- und Fahnenwort für eine Begebenheit mit sicherem Treffer gefunden wird, ehe die Begebenheit selbst erfolgt ist. Es bleibt freilich noch eine weitere Frage. Wenn Müffling den Ausdruck Völkerschlacht mit Glück zu einer nun feststehenden Bezeichnung der Leipziger Schlacht prägte, rührt darum der Ausdruck überhaupt von ihm her oder hat er nicht einem schon vorhandenen einen bestimmten neuen Wert gegeben? Der großen Völkerschlachten gibt es ja nicht allzu viele, und wenn Steffens und andre sich am 16. Oktober 1813 beim Anblick der auf Leipzig anrückenden Heere in die Zeit der Völkerwanderung versetzt fühlten, so werden sie gewiß auch bestimmter an die große Schlacht gegen Attila auf den katalaunischen Gefilden gedacht haben. Kannte Müffling den Ausdruck Völkerschlacht vielleicht schon als Bezeichnung der großen Hunnenschlacht und wandte er ihn am 16. Oktober nur geschickt an? Geläufig kann er damals noch nicht gewesen sein; sonst würde ihn Steffens nicht ausdrücklich als neu hervorheben. Sobald man freilich erst das Wort Völkerschlacht kennt, wundert man sich eigentlich, es nicht schon auf den blutigen Zusammenstoß der Völker auf den katalaunischen Gefilden angewandt zu finden. Gehen wir auf die ersten Quellen über jenen Kampf zurück, so finden wir bei Jordanes de bello Gothico Cap. 41 die Mitteilung: 'in hoc famosissimo et fortissimarum gentium bello ab utrisque partibus CLXII milia caesa referuntur'. Da nun hier bellum, wie häufig in der lateinischen Dichtung und in der Zeit der späteren Prosa, nicht sowohl den Krieg, als vielmehr die Schlacht bedeutet, so finden wir in den Worten 'in fortissimarum gentium bello' den später üblich

gewordenen Ausdruck schon deutlich vorgebildet. Ob Müffling, der ja ein kenntnisreicher Mann war, den Jordanes gelesen hat, weiß ich freilich nicht zu sagen; es könnte aber auch ein neuerer Geschichtsdarsteller vor dem Jahre 1813 den Ausdruck Völkerschlacht schon gebraucht haben, was nun noch festzustellen wäre.

Volkstum, volkstümlich und Volkstümlichkeit sind bekanntlich Ausdrücke, die gedruckt zuerst bei Jahn in seinem Volkstum (1810) erscheinen. Eigentlich neue Wörter hat Jahn damit nicht gebildet, vielmehr nur etwas schwerfälligere Wörter vereinfacht und dann den neuen Gebilden, wie der Erfolg zeigt, zunächst schon durch den Namen seines Buches aus d. J. 1810, Flügelkraft gegeben. Campe nämlich sagt in der Reinigung und Bereicherung der deutschen Sprache, 3. Versuch S. LXXXXVII (1794): 'Sehr karakteristisch (unterscheidend oder volkseigentümlich) ist z. B. der französische Ausdruck: je vous fais mon compliment'. Ebd. LXXXXIV: 'sittliche Volkseigenheiten' und auf ders. Seite: 'die ihm [dem Franzosen] anklebende geistige und sittliche Eigenheit, unsern Deutschen Volkseigentümlichkeiten eingeimpft'. Wie aber in diesem Begriffskreise die Wörter Campes für Jahns Volkstum, so scheint wieder das Jahnsche Wort Volkstumskunde die Vorstufe für die neuerdings viel genannte Volkskunde gebildet zu haben. Vergl. Jahns Ankündigung des Volkstums in der Septemberbeilage zum Berliner Freimütigen vom J. 1809, abgedruckt in den Werken 1, 140: 'Ich suche . . . eine künftige Volkstumskunde vorzubereiten, aus der dann einst eine Völkerweltslehre hervorgehen mag'. Ebd. 1, 152: 'Einleitung in die allgemeine Volkstumskunde'. Ebd. 1, 158: 'Erst die Volkstumskunde kann Fragen beantworten und Rätsel lösen, die jeder bloßen Staatengeschichte zu schwer geblieben sind'. Auch das Wort Volksseele, dessen Gebrauch G. Freytag in den Bildern aus d. deutschen Vergangenheit noch besonders glaubt rechtfertigen zu müssen, könnte vielleicht auf Jahn zurückgeführt werden. Vgl. Werke 1, 153: 'Wodurch wirkt eine Gemeinseele in den Völkern nach innen und nach außen?' Will man als sprachliche Durchgangsstufe zur Volksseele dann die im Rhein. Merkur 65 vom 31. Mai 1814 genannte Nationalseele ansehen, so läßt sich dagegen auch nichts sagen. Die Stelle heißt: 'Man sollte meinen, diese harmlose

Lieblichkeit einer liebevollen Nationalseele müsse an der harten Wirklichkeit sich jeden Augenblick verletzen'. In anderer Bedeutung wird Volkssinn gebraucht, nämlich als Sinn für Gefühl, Neigung und Bedürfnisse des Volkes. Der Ausdruck wird in Wörterbüchern nur bei Sanders verzeichnet und hier lediglich aus Göthes Wanderjahren 1, 8 (Ausg. letzter Hand 21, 142; Ausg. vom J. 1840 Bd. 18, 112; Hempel 20, 110), also aus dem Jahre 1821 belegt, könnte also leicht als Göthische Bildung angesehen werden. Er muß aber schon vorher weit in Umlauf gewesen sein; denn man findet ihn auch in der am 16. Oktober 1820 an der Gruft Blüchers von dem Divisionsprediger Dr. Hennicke gesprochenen Begräbnisrede S. 10 (Breslau o. J. bei Max u. Co.): 'Je offenbarer deutsche Gradheit und biederherziger Volkssinn, Anhänglichkeit an das Vaterland und an Freunde des Herzens das Bild des edlen Greises verschönernd schmückten'. Auch dies Wort finden wir schon in Jahns Volkstum und früher in Campes Reinigung und Bereicherung, Vorrede 20 (1794), doch hier, wie man sieht, in anderem Sinne: 'Die Bereicherung und die Ausbildung der Sprache hat für die Ausdehnung und Veredelung des Volksgeistes und des Volkssinns nicht halb den glücklichen Erfolg, den jede von ihnen haben kann, wenn beide zugleich betrieben werden'.

Auf die Verbreitung des Wortes Weltmarkt im heutigen Sinne habe ich nicht geachtet, bemerke aber, daß es weder bei Sanders I und II noch bei Hoffmann (1871) noch bei Heyne (1895) noch überhaupt in einem mir bekannten einsprachigen Wörterbuche verzeichnet steht; die neueren zweisprachigen Wörterbücher haben es natürlich. Lassalle, Ausgewählte Reden und Schriften 1, 187 (Arbeiterprogramm) gebraucht es als geläufigen Ausdruck: 'eine nicht auf diese oder jene nahen Absatzkreise, sondern auf den ganzen Weltmarkt berechnete Produktion'. Das Wort überhaupt war ja schon seit Jahrhunderten vorhanden. Vgl. Harsdörffer, Philos. u. mathem. Erquickstunden 3, 585 (1651): 'Der Satan hatte, auff dem Weltmarckt die sieben Todsünden feil'. Allerdings ist hier bei Harsdörffer die Welt mehr persönlich, d. h. als die gesamte Menschheit gedacht, während in der neueren Wirtschaftslehre der Weltmarkt einen mehr örtlichen, wenn auch wieder örtlich nicht

beschränkten Sinn hat. Wieder etwas andres bedeutet der Markt der Welt in Schillers bekannten Zeilen:

'Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,
An der Themse, auf dem Markt der Welt.'
(An die Freunde).

Denn hier ist der Markt der Welt die Stelle, wo die ganze Welt zum Warenaustausch zusammenkommt.

Nicht sowohl ein Schlagwort wie ein rasch verhallendes, nur von ganz harmlosen Seelen ernsthaft genommenes Tageswort war im Jahre 1901 der Weltmarschall als Bezeichnung für den Feldmarschall Grafen von Waldersee, als es einen Augenblick schien, als wollten die zum Kampfe gegen China vereinten Mächte wirklich die Führung der kriegerischen Unternehmungen einem deutschen Heerführer übertragen. Die Mächte sorgten ja für rasche Ernüchterung, und das Wort Weltmarschall war bald verklungen. Solche Ausdrücke sind gegenüber den wirklich geflügelten, den 'mots qui restent', als arme fliegende Fische anzusehen, die sich rasch in die Luft erheben und tun, als ob sie auch Vögel wären, aber in kürzester Zeit, weil es ihnen eben an wirklichen Fittichen fehlt, wieder ins Meer versinken.

Ein tönendes Wort, in unsrer Zeit rasch beliebt geworden und schon von strebsamen Schülern in ihren Aufsätzen gern gebraucht, ist der Werdegang. Das Wort kommt häufig in Treitschkes Schriften vor und ist offenbar durch ihn zu weiterer Beliebtheit gelangt. Ob er es auch geprägt hat, weiß ich nicht. In seiner Deutschen Geschichte 2, 59 sagt er: 'Savigny (Über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung, 1814) stellte der Rechtslehre die Aufgabe, das positive Recht in seinem Werdegange bis zu seinen letzten Wurzeln hin zu verfolgen'. Bei Treitschkes ausgesprochener Neigung, im Hinweis auf gedruckte Veröffentlichungen aller Art die bezeichnenden Worte der Verfasser wiederzugeben, wäre es möglich, daß schon Savigny das Wort Werdegang gebraucht hätte; ich habe es aber bei einer freilich nur flüchtigen Durchsicht des in Rede stehenden Buches nicht gefunden. Jetzt ist das Wort, weil es nur zu oft als willkommener Mundfüller dienen mußte, dem unausbleiblichen Spott verfallen, und seit 1901 sind wir glücklich bei 'Willis Werdegang' angelangt. Auch Wust-

mann im Vorwort zur 3. Auflage der Sprachdummheiten S. XII setzt den 'Werdegang' jetzt in spöttische Häkchen und zählt auf S. 353 das Wort zu den 'ganz verunglückten Bildungen' unserer Zeit, obgleich in der den Sprachdummheiten beigegebenen Verlagsanzeige Fr. Wilh. Grunows doch auch Otto Kämmels 'Werdegang des deutschen Volkes' warm empfohlen wird.

Der passive Widerstand als Schlagwort wird bei Büchmann mit Recht auf eine von Hans Viktor von Unruh in der Nacht vom 9. zum 10. November 1848 getane Äußerung zurückgeführt. Wenn dann weiter der negative Widerstand aus Kant (1797) beigebracht wird, so möge auch der moralische Widerstand erwähnt werden, von dem der preußische Staatsminister Ancillon in einem Schreiben an den Grafen von Maltzahn vom 20. Oktober 1832 sprach. Vgl. Treitschke, D. Gesch. 4, 94: 'In Paris mußte Werther "den stärksten moralischen Widerstand" leisten, wie Ancillon salbungsvoll sagte'. Man denkt bei diesem moralischen Widerstande unwillkürlich an die moralischen Eroberungen.

Wiege im übertragenen Sinne haben wir schon bei Adelung ('Griechenland war die Wiege der bildenden Künste'), und so mag auch die Wiege des Protestantismus schon dem 18. Jahrhundert angehören; angemerkt habe ich die Wendung aber erst aus Saul Aschers Germanomanie 25 (1815): 'Im nördlichen Deutschland, der (Druckf. die) Wiege des Protestantismus'. Derselbe Ausdruck steht dann bei Krug, Leipziger Freud und Leid 1830, S. 34 (Lpz. 1831): 'In Sachsen, der Wiege des Protestantismus'.

Br. Bauer, Gesch. der Parteikämpfe in Deutschland 3, 82 (1847) sagt: '"Wie zu erwarten stand" wurde jetzt die stehende Formel für die Zeitungsartikel, welche die Regierungsmaßregeln berichten, von denen man vorher "hoffte", daß sie nicht eintreten würden'. Die Wendung sei hier erwähnt, weil Sigl in seinem Bair. Vaterland darauf hinzuweisen pflegte, daß 'Vater Jörg' (Jos. Edm. Jörg, der bekannte Leiter der Histor.-polit. Blätter) sie gern gebraucht habe, so oft eine besondere Torheit zu melden war. In den heutigen Zeitungen, und zwar gleichmäßig in denen aller Parteien, heißt es ähnlich: 'Wie wir schon längst vorhersahen' (vorhersagten, erwarteten, andeuteten, hofften, befürchteten),

wenn eine unerwartete Begebenheit oder Wendung der Verhältnisse eingetreten ist.

Daß der Ausdruck Wunderkind zur Bezeichnung geistiger Frühreife nicht erst seit der Beziehung auf Karl Witte in weiten Kreisen üblich geworden ist, wie Meyer annimmt, wurde in Kluges Zeitschrift 2, 314 durch einen Beleg aus dem Jahre 1779 (Lichtenberg) dargetan. Seitdem hat der hiesige Herr Gymnasialdirektor Dr. Feit mir freundlichst mitgeteilt, daß in Lübeck noch die Erinnerung an ein dortiges 'Wunderkind' aus der Frühzeit des 18. Jahrhunderts lebe, und auf sein Ersuchen hat der Lübeckische Stadtbibliothekar Herr Dr. Curtius festgestellt, daß der Ausdruck wenigstens schon im Jahre 1726 vorkomme. In diesem Jahre nämlich erschien zu Hamburg ein 'Merkwürdiges Ehrengedächtnis . . des weyland klugen und gelehrten Lübeckischen Kindes'. In dieser Schrift selbst nun finden sich die Bezeichnungen 'puer millenarius', 'puer Lubecensis', 'der Lübeckische gelehrte Knabe', 'Wunderwerk der Welt', 'wundergroßes Kind', aber nicht grade 'Wunderkind'. Dies Wort aber steht ebd. 318 in der deutschen Vorrede zu einem lateinischen Carmen des Magisters J. Brink, Pastors zu St. Nikolai in Kopenhagen: 'Die Liebe und die Veneration vor das seelige Wunderkind Christian Henrik Heineken.'

Aus Büchmann [21]287 könnte man schließen, daß, wenn auch die Musik der Zukunft schon im J. 1847 auftritt, das viel genannte Schlagwort Zukunftsmusik zur Bezeichnung der Wagnerschen Musik erst durch Ludwig Bischoff in der Niederrhein. Musikzeitung 1859, Nr. 41 geprägt sei. Wir lesen jedoch vorher im Zuschauer der Kreuzzeitung vom 6. Dezember 1858: 'Das ist recht gut gesagt gegen die Zukunftsmusikanten und ihren Tonschwindel'. Man kann aber als sicher annehmen, daß den Zukunftsmusikanten die Zukunftsmusik vorherging und bei den Lesern des Zuschauers als bereits geläufiger Ausdruck vorausgesetzt wird.

Die behandelten Schlagworte.

1. Altar des Vaterlandes.
2. Arbeitgeber und Arbeitnehmer.
3. Beamtenhierarchie.
4. Catilinarische Existenzen.
5. Denker und Dichter.
6. Deutschland über alles!
7. Druckerschwärze und Papier.
8. Inneres Düppel.
9. Emporkömmling.
10. Fanatiker (Fanatismus) der Ruhe.
11. Fortschrittspartei.
12. Gefühlspolitiker.
13. Deutsche Gemütlichkeit.
14. Gesellschaftswissenschaft.
15. Gesunder Volksegoismus.
16. Großstaaterei.
17. Hecht im Karpfenteich.
18. Heldenkönig.
19. Hunde sind wir ja doch!
20. Innere Kolonisation.
21. Kainszeichen.
22. Kalauer.
23. Kamaschendienst.
24. Karte Waldeck.
25. Kastengeist.
26. Kommunismus.
27. Konjekturalpolitik.
28. Korps der Rache.
29. Krönung des Gebäudes.
30. Kümmeltürken.
31. Das eherne Lohngesetz.
32. Der Magus im Norden.
33. Moralische Eroberungen.
34. Mußpreußen.
35. Mut einer Meinung.
36. Neue Ära.
37. Noble Passionen.
38. Organisation der Arbeit.
39. Philosophie der Tat.
40. Raus aus der Weltgeschichte!
41. Rettende Tat.
42. Scharfmacher.
43. Schätzbares Material.
44. Schaumspritzen jugendlicher Freiheit.
45. Semiramis des Nordens.
46. Souveränität.
47. Sozialpolitiker.
48. Strafbaiern.
49. Überproduktion.
50. Demagogische Umtriebe.
51. Völkerfrühling.
52. Völkerschlacht.
53. Volkstum.
54. Weltmarkt.
55. Weltmarschall.
56. Werdegang.
57. Passiver Widerstand.
58. Wiege des Protestantismus.
59. Wie zu erwarten stand.
60. Wunderkind.
61. Zukunftsmusik.

Biblioteka Germańskiej UMK - Katedra Filologii - w Toruniu

Biblioteka Główna UMK
300047045833

28 Biblioteka Główna UMK Toruń
GERTORU
L/3044
300047045833
Biblioteka Główna UMK
300047045833